

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Württ. Landes-
bibliothek
* STUTTGART *

3

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / OKTOBER 1965



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

Vertriebskennzeichen E 6197 F

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller

1965

16. Jahrgang

Drittes Heft — Juli / September

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER

WERNER FLEISCHHAUER

WALTER GRUBE

PETER HAAG

WALTER KITTEL

OTTO LINCK

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle drei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 8.- geliefert. Ein Jahrgang von 4 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 4 Hefte DM 10.-. – Einzelheft DM 3.-. – Für Postbezieher: Kein Bezugspreis, nur V-Stücke.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenplatz 17/II, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Werbung, Stuttgart, Staffenbergstraße 44; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Druck: W. Kohlhammer Stuttgart

Titelbild: Pfingstnelken an der Weinbergstaffel
Aufnahme Otto Linck

INHALT

Heimat – heute <i>Von Karl Götz</i>	145
Die Wallfahrtskirche in Flochberg und ihr Baumeister Paul Ulrich Trientl aus Wien <i>Von Cord Meckseper</i>	147
Der Weg zur Ewigkeit <i>Gedicht von Therese Köstlin</i>	154
Unsere Mammutbäume feiern Jubiläum <i>Von Otto Feucht</i>	155
Muß am Ende unserer Historischen Weinberglandschaft eine reine „Rebensteppe“ stehen? <i>Von Otto Linck</i>	164
Schnitt ins Herz? Zum Thema Ludwigs- burg <i>Von Walter Kittel</i>	180
Eine staufische Tragödie (Vortrag Bühlren) <i>Von Ernst Müller</i>	190
Geschichte des unteren Neckarlandes (Vortrag Trautz) <i>Von Ernst Müller</i>	193
Wilhelm Kutter zum 60. Geburtstag <i>Von Irmgard Hampp</i>	196
Hans Volkart in memoriam <i>Von Walter Kittel</i>	197
Buchbesprechungen	198
Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes	201

Heimat - heute

Von Karl Götz

Heimat, Heimat, ewig liebe . . . Wie oft haben wir das gesungen oder singen hören! Und wie oft ist es uns, auch ohne Wort und Lied, daheim oder erst recht in der Fremde zumute gewesen und ist es uns zumute bis zur Stunde: Heimat, Heimat, ewig liebe! Und doch gibt es heute Leute genug, die die Nase rümpfen, wenn sie nur das Wort Heimat hören, die meinen, die Heimatliebe sei eine altmodische Sache in einer Zeit, in der man sich vom Motor in fliegender Eile über die Grenzen ziehen läßt, von Land zu Land; in einer Zeit, in der es das höchste Trachten schon der Schulbuben ist, bis nach Schweden oder Finnland oder gar nach Afrika zu fahren; in einer Zeit, in der die engen Grenzen allerwärts gesprengt werden, in der die Menschen aus den kleinen, einander oft genug feindselig gesonnenen Winkeln und Ländchen zusammenwachsen sollen zu größeren Gemeinschaften; in einer Zeit, in der manche Leute lieber in einer oft unverständenen Sprache fremde Songs und Schlager singen als heimatliche Volkslieder; in einer Zeit, in der sie schon Pläne für Reisen auf den Mond machen. In einem schönen Aufsatz zum Lob des Heimatelebnisses hat der verstorbene große Philosoph und Erzieher Prof. Dr. Eduard Spranger geschrieben: „In trüben Stunden kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, das, was man Heimatbindung nennt, sei unmodern geworden und lebe nur noch als ein sentimentaler Hang in altgewordenen Menschen fort.“

Da ist kein Zweifel: Die Heimat, ihr Wert und ihre Bedeutung sind heute umstrittene Dinge und die Heimatliebe gar ist zu einer für viele geradezu verdächtigen Sache geworden. Wie konnte es dahin kommen? Zweifellos durch die rasende Entwicklung in den letzten hundert Jahren, die immer mehr aus

der Enge ins Weite geht. Die Technik hat dafür gesorgt, daß es vom Spinnrad zur Spinnmaschine gegangen ist, von der Erdöllampe zum Neonlicht, von der Postkutsche zum Düsenflugzeug. Das Tempo der Entwicklung hat sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt gesteigert. Rundfunk und Fernsehen haben Telefon und Telegraf haushoch überholt, und schon sind die Energien, die durch die Atomspaltung frei werden, dabei, die Wunderwirkung der Elektrizität weit hinter sich zu lassen. Schon kreisen von Menschenhand gemachte Himmelskörper um die Erde und die Menschen bereiten sich allen Ernstes auf die Raketenfahrt in den Weltraum vor. Was bedeutet da die kleine, alte Heimat noch!

Es war aber noch etwas anderes, was die Heimat und die Liebe zu ihr zeitweise geradezu in Verruf brachte. Da man bei uns in der vergangenen Zeit versucht hat, aus der stillen und selbstverständlichen Liebe zur Heimat einen lauten, im Übermaß deklamierten und gesungenen Patriotismus zu machen, aus der natürlichen Anhänglichkeit an sein Volk nationalistische Überheblichkeit, wurden sogar Begriffe wie Heimat und Vaterland verdächtig. Und heute streitet man sich nun im Ernst darüber, ob die Heimatliebe noch zeitgemäß sei, ob sie nicht der grenzüberschreitenden völkerverbindenden Weltoffenheit im Wege stehe, ob sie nicht ein überwundenes oder zu überwindendes Gefühl von Leuten sei, die nie über den Horizont, der von ihrem Kirchturm aus zu sehen ist, hinausgekommen sind.

Und noch etwas: Liebe und Heimat sind beides Dinge, die sich mit dem nüchternen Verstand allein nicht fassen und begreifen lassen. Sie erhalten ihr Leben aus Gefühl und Gemüt. Sie sind deshalb beide in großer Gefahr, gemütvoll verzeichnet, ja ver-

kitscht zu werden. Und da ist in Wort und Schrift, in Lied und Bild, vor allem im Film das Menschenmögliche geschehen. Und so ist es kein Wunder, wenn kritische Menschen, vor allem Angehörige der jungen Generation, die man oft die illusionslose oder die skeptische Generation genannt hat, glauben, die Heimatliebe geringschätzig abtun zu können, wenn sie in der Heimat nicht *mehr* sehen wollen als die zufällige Stätte ihrer Geburt oder ihren Aufenthaltsort.

Ist sie mehr? Ist sie auch in dieser Zeit mehr?

Sie ist mehr! Sie ist tausendmal mehr, sonst würde es uns nicht weh, wenn wir in der Fremde sind, sonst gäbe es das Heimweh nicht! Und das gibt es heute wie eh und je.

Ich habe in drei Erdteilen gelebt und in vierein bin ich viel gewandert und gereist. So habe ich am eigenen Leib und in eigenem Gemüt erlebt, was Heimweh ist, ich habe es aber auch aus tausend anderen herausgespürt, denn ich bin auf meinen weiten und vielen Reisen vor allem den Auswanderern nachgegangen, Deutschen und anderen, und unter den Deutschen vor allem den Schwaben. Ich bin hundertmal mit den Ausgewanderten zusammengesessen, in einsamen Blockhäusern weit droben im kanadischen Busch, in Lattenhütten im Urwald von Brasilien, in ihren Stuben mitten in den amerikanischen Wolkenkratzerstädten, in ihren Landhäusern und auf ihren Farmen. Wenn man mit ihnen redet, mit Hunderten und mit Tausenden, dann erfährt man am besten, was Heimat ist.

Die Heimat – das ist die kleine und enge, wenn man sie aber nicht nur von außen, sondern auch von innen her sieht, so große und weite Welt, in die wir von unserem ersten Augenaufschlag an hinein erwachen und immer mehr hineinwachsen, bis wir am Ende so sehr mit ihr verwachsen sind, daß wir uns nur noch unter Schmerzen aus allen ihren Banden lösen können. Zur Heimat gehört viel! Ofenbank und Fenstersims, Hausstaffel und Garten, Lattenzaun und Fliederbusch, Haus und Hof, Dorf und Tal, Stadt und Burg, Waldweg und Wiesenrain. Zur Heimat gehören Vater und Mutter, Ähne und Döte, Vettern und Basen, Freunde und Nachbarn. Zur Heimat gehören Acker und Werkstatt, Fabrik und Kelter, Kirche und Schulhaus, Wirtschaft und Rathaus. Zur Heimat gehören das Geläut der Glocken, die Ringelreihen vor der Kinderschule, die Feierabendlieder der Burschen und Mädchen, Gesangverein und Blasmusik. Zur Heimat gehören Mundart und Sprichwort, die Namen der Leute und Pflanzen und Fluren, die Weisheit der Alten und die Spitzbübereien der Schelme.

Zur Heimat gehören der Friedhof, die Grenzsteine im Wald, die Sagen und Geschichten, die Kirchenbücher, die Schriften und Urkunden auf den Rathäusern. Je mehr einer von der Heimat weiß, um so mehr wird sie ihm zur Heimat werden. Zur Heimat gehört die Sonne am Sommertag, gehören Herbstnebel und Schneegestöber. Zur Heimat gehören die Sterne in der Nacht und die Wolken, die jahraus, jahrein am Himmel fliegen. Zur Heimat gehören unzählige große und kleine Dinge, von denen man erst merkt, was sie einem waren, wenn man sie verloren hat.

Denen, die meinen, die Heimatliebe stehe der Welt-offenheit im Wege, sollte man vorlesen, was der große Schweizer Erzieher und Menschenfreund Pestalozzi einmal geschrieben hat: „Wer die Heimat nicht versteht, die er sieht, wie will er die Fremde verstehen, die er nicht sieht?“ Und das, was ein anderer großer Schweizer, der Dichter Gottfried Keller, in seinem politischen Roman „Martin Salander“ gesagt hat: „Mißtrauet jedem Menschen, welcher sich rühmt, kein Vaterland zu kennen und zu lieben! Aber mißtrauet auch dem, welchem mit den Landesgrenzen die Welt mit Brettern vernagelt ist.“

Man müßte die arg Weltweiten, die übermäßigen Kosmopoliten fragen: Wie wollet ihr eine größere Heimat lieben, wenn ihr der engen spottet? Wie wollet ihr Europa oder der Welt dienen, wenn ihr von eurem eigenen Lande nichts haltet? Was soll man von der Treue eines Mannes denken, der mit einer Liebsten in ein neues Leben geht, der darob aber seine alte Mutter vergift?

In einem Gedicht des Schwaben Hans Heinrich Ehrler heißt es:

O Heimat, wir sind alle dein,
so weit und fern wir gehen,
du hast uns schon im Mutterschlaf
ins Blut hineingesehen!

Kein Weg ist, den wir heimlich nicht
nach einem Heimweg fragen.
Wer ganz verlaufen, wird im Traum
zu dir zurückgetragen.

Und der Mecklenburger Hans Franck sagt:

Vertriebest du aus deinem Tag
herzlos die Heimat, Stück für Stück,
bei Nacht, mit deines Herzens Schlag
kehrt sie als Traum zurück!



Wallfahrtskirche Flochberg. Gesamtansicht

Die Wallfahrtskirche in Flochberg und ihr Baumeister Paul Ulrich Trientl aus Wien

Von Cord Meckseper

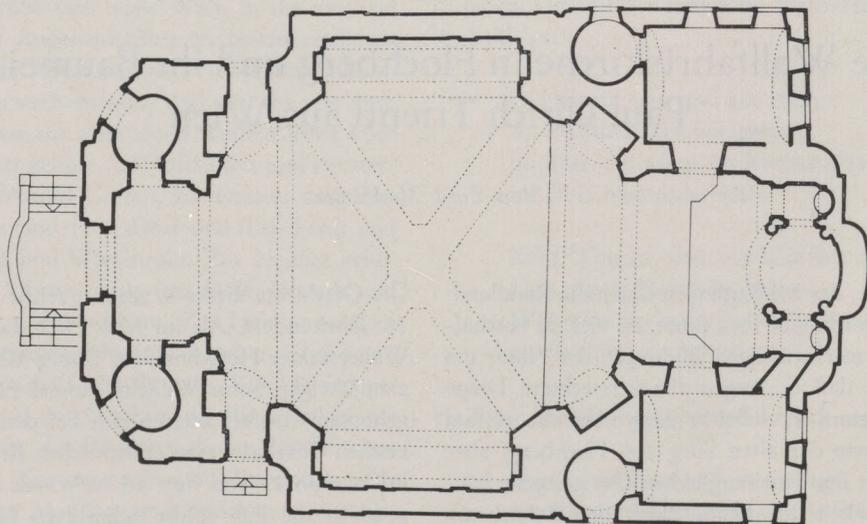
Der Reisende, der bei Bopfingen durch die Randlandschaft des Nördlinger Ries fährt, ist viel zu beschäftigt mit den merkwürdigen Bildungen der Natur um den Ipf, als daß er Augen für verstecktere Dinge hätte. So staunt er vielleicht noch über die einsam ragenden Reste der alten Burg von Flochberg, aber meist entgeht ihm eine im gleichen Ort gelegene bauliche Kostbarkeit, die heute durch den Bahndamm etwas ins Verborgene gerückte Wallfahrtskirche „U. L. Frau auf dem Roggenacker“.

Die Geschichte dieser Wallfahrt reicht zurück bis ins 16. Jahrhundert. Als im Mai 1582 die Ehefrau des Wallersteiner Hofschneiders Georg Wintzerer ihren zehnjährigen Sohn Wilhelm einmal für seinen Ungehorsam strafte, zeigten sich bei dem Jungen Anzeichen einer schweren epileptischen Krankheit. Täglich wurde er von nun an mehrmals von Anfällen gequält, die ihm solche Schmerzen bereiteten, daß sein Vater oft weinend bis tief in die Nacht an seinem Bett gestanden haben soll und gerne die Qua-

len selbst auf sich genommen hätte, nur um das Kind davon zu befreien. Kein Mittel half, und schließlich wurde eine Wallfahrt nach dem Marienbild in Unterkochen beschlossen. Da sah das Kind in einer Nacht eine „inniglich schöne wolgestalte Frau“, die zu ihm sprach: „Wilhelm wann man zu Abend das Gebet leut, gehe in den nächsten langen Roggenacker, da ist ein Wurzel, grabs aus, die wird dir helfen, und gesund machen.“ Die Erscheinung wiederholte sich zweimal, und nach anfänglicher Scheu berichtete der Sohn sie seinen Eltern. Er drang so sehr in sie, daß der Vater am Abend des 30. Juni mit ihm zu dem bestimmten Ort ging. Nach Verklängen der Abendglocke schickte er ihn auf den Acker, wo dem Knaben wiederum die gleiche Frau erschien. Sie drückte ihm eine Wurzel auf die Stirn, benetzte ihre Finger und machte ihm an Stirn, Herz, Händen und Füßen ein Kreuz. Dann sprach sie ihn von der Krankheit frei, ermahnte ihn zu frommen Lebenswandel und schloß mit den Worten: „Vollbring die Wallfahrt“. Von diesem Augenblick an, so wird überliefert, war der Knabe gesund.

Zu jener Zeit, da der Protestantismus 1522 unter Graf Ludwig XV. vorübergehend auch in der Grafschaft Ottingen eingezogen war, erregte diese Heilung großes Aufsehen. Der Vater des Knaben errichtete an der Stelle des Geschehens eine Holzsäule, an die ein Bild mit der Marienerscheinung geheftet wurde. Diese Bildsäule ist noch heute im Hochaltar der Kirche erhalten.

1613 wurde über dem Ort eine kleine Kapelle errichtet, deren Größe mit 35 Schuh Länge, 18 Schuh Breite und ungefähr 14 Schuh Höhe überliefert wird. Obwohl dem Kirchlein ein eigener Pfarrer fehlte, ging die Wallfahrt nicht zurück. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts kam es zu Verhandlungen des Landkapitels Neresheim mit den Grafen von Ottingen-Wallerstein über den Bau einer neuen Kirche und die Einrichtung einer eigenen Pfarrstelle. 1732 war das Pfarrhaus fertig, 1740 wurde der erste Pfarrer feierlich eingesetzt. Die treibende Kraft bei all diesen Unternehmungen war der Dekan Carl Anton Mack von Neresheim. J. B. Neher berichtet in seinem „Flochberger Wallfahrts-Buch“, daß sich C. A. Mack für die neue Kirche „mehrere, genau berechnete Bau-Pläne von erfahrenen Baumeistern“ einschicken ließ. 1741 wurde der Grundstein gelegt. Die alte Kapelle blieb innerhalb der entstehenden Kirche noch vier Jahre lang erhalten. 1746, als die Kirche schon teilweise benutzt wurde, stürzte das kaum vollendete Gewölbe im Schiff ein. Ein anderer Polier wölbte die Kirche darauf aufs neue. Am 5. August 1747 wurde die Kirche durch C. A. Mack geweiht. Als dieser 1751 starb, hatte der Bau seinen großen Förderer verloren; er wurde nicht weiter vollendet. Auch die Ausstattung der Kirche schleppte sich nur langsam dahin. 1864 lieferte Josef Bayer, der in jener Zeit den Bopfinger Bahnhof baute, den Plan für einen neuen Hochaltar. 1867 entwarf er in Zusammenarbeit mit dem Stuttgarter Oberbaurat



Flochberg. Grundriß



Wallfahrtskirche Flochberg. Chor nach Osten



Flochberg. Oratorienbalkon

v. Leins den Dachreiter, der 1872 errichtet wurde. Eine durchgreifende Restaurierung erfuhr die Kirche in den Jahren nach dem ersten Weltkrieg. In jener Zeit wurden die Emporen verändert und der heutige Hochaltar, die Kanzel und der Stuck der Kirche neu geschaffen.

Merkwürdigerweise ist der eigentliche Baumeister der Kirche in der kunstgeschichtlichen Literatur bisher unbekannt. Gradmann vermutet in den „Kunstwanderungen in Württemberg und Hohenzollern“ noch Conradi oder Gabrieli, die beide für die Grafen von Öttingen-Wallerstein als Baumeister tätig waren. Jedoch paßt der Bau aus stilistischen Grün-

den nicht in deren Werk. Sie führen vielmehr zu dem in der Kunstgeschichte verhältnismäßig wenig bekannten Paul Ulrich Trientl. Dieser Baumeister hat in Österreich eine Reihe von Kirchen gebaut, die der Flochberger in verschiedenen Punkten nahe stehen. Er war auch im benachbarten Wallerstein tätig, wo nach seinen Plänen die Reitschule gebaut wurde. Einen sicheren Hinweis gibt schließlich C. A. Mack in seiner Schrift über die Wallfahrtskirche. Er berichtet, daß Graf Johann Friedrich von Öttingen-Wallerstein aus Wien, wo er sich am kaiserlichen Hoflager aufhielt, den kunsterfahrenen Baumeister Johann Ulrich Trientl mitgebracht habe. Bei dem

nicht ganz gleichlautenden Vornamen liegt möglicherweise ein Irrtum Macks vor, der dadurch zu erklären wäre, daß Knaben in jener Zeit sehr häufig als ersten Namen den Johannes' des Täufers erhielten. Ein Johann Ulrich Trientl ist sonst weder in Wallerstein noch in Österreich bekannt geworden.

Uns soll die Flochberger Kirche im folgenden vor allem als ein Bau Trientls interessieren. Zunächst eine kurze Zusammenstellung der bisher über diesen Baumeister bekannt gewordenen Daten:

- 1700 Geburtsjahr.
- 1731 Polier an der Piaristenkirche Maria Treu in Wien.
- 1741 Entwurf und Baubeginn der Reitschule in Wallerstein.
Grundsteinlegung der Wallfahrtskirche in Flochberg.
- 1744 Aufmessungs- und Umbauarbeiten auf der Harburg im Ries.
- 1750/52 Namhafte Zahlungen vom Hofbauamt in Wien. Wird Hofbaumeister und Landschaftsbaumeister.
- 1759/61 Nach seinen Plänen entsteht die Pfarrkirche in Öd/Amstetten (Niederösterreich).
- 1762/68 Elisabethinenkirche in Linz a. d. Donau.
- 1764 Quartier des Prinzen von Sachsen in Komorn (Ungarn). Zerstört.
Pläne für den Neubau eines Traktes im 1. Hof des Schottenstifts in Wien. Nicht ausgeführt.
- 1765 Obervorsteher der Wiener Maurerzede.
- 1765/69 Margarethener Josefskirche (Wien) zusammen mit Franz Dusching.
- 1766 Zahlungen für ein Gartenwächterhaus des Invalidenhauses (Wien).
- 1768/77 Erbauung des Barnabitenklosters (Wien).
Nach seinen Plänen: Stiegenhaus, Sommerrefektorium, Bibliotheksraum, Refektorium.
- 1772 Am 6. April Tod des Baumeisters in Wien.

Wenige der genannten Bauten ermöglichen eine umfassendere Beschreibung der Stileigenart dieses Baumeisters. Wegen ihrer Einheitlichkeit und ihrem besonderen künstlerischen Rang gewinnt unsere Kirche daher eine wichtige Bedeutung und soll hier nun vor allem unter diesem Gesichtspunkt untersucht werden.

In seiner körperlichen wie in seiner räumlichen Erscheinung wird der Bau durch das Grundprinzip einer leicht längsgerichteten, im wesentlichen aber



Flochberg. Oberbaldachin (Detail)

zentralen Anlage geprägt. Ein griechisches Kreuz mit kurzen Armen bildet den Grundriß des Hauptschiffs und bestimmt auch die Gestalt des Äußeren. Dieser Hauptraum ist mit einer Flachkuppel gewölbt, die Kreuzarme tragen Halbtönen. Den Auftakt zu diesem Zentralraum bildet ein schmaleres Eingangsjoch mit zwei Emporen, über dem sich ein großer Turm erheben sollte. Sein jüngerer Ersatz deutet die ursprünglich gewollte Form nur sehr entfernt an. Das Turmjoch wird flankiert von zwei schräg angeordneten Treppenspindeln. Die Schmalseiten der Kreuzarme des Hauptschiffs sind abgeschrägt: aus ihnen tritt jeweils ein Oratorienbalkon hervor. Die heute durch die später vorgezogene untere Empore verdeckten Balkone der Eingangsseite lagen ursprünglich, genau entsprechend denen auf der Ostseite, frei. Statt der unter ihnen befindlichen Nischen wurden, möglicherweise schon während des Baus, seitliche Eingänge durchgebrochen. Auf den Zentralraum folgt ein Chorjoch, das von zwei Nebenräumen – heute Sakristei und eine Kapelle – eingeschlossen

wird. Runde Treppenspindeln ermöglichen den Aufgang zu Obergeschossen über diesen.

Nach außen macht der Bau einen geschlossenen Eindruck. Im einzelnen sind seine Teile schmal und steil proportioniert. Hochliegende Fenster und eine flache Lisenengliederung unterstützen diese Erscheinung. Vor allem die Choransicht beeindruckt durch das steile Emporragen des eigentlichen Chors über die seitlichen Anbauten. Die Ecken der Westfassade sind abgerundet. Die Treppenspindeln, deren äußeres Abbild diese Rundungen sind, haben die Meinung hervorgebracht, daß die Fassade auf zwei Türme hin angelegt sei. Das wird jedoch durch den Bericht C. A. Macks widerlegt, der die geplante Weiterführung der Fassade mit folgenden Worten beschreibt: „Oberhalb auf dem Haupt-Gesims dieser Facciata ruhet ein eben so kunstreicher Thurn, so meisten Theils aus Steinhauer-Arbeit gemacht, und mit einer wohlgeformten doppelt aufeinander geführten Kuppel versehen ist. Diser Thurn haltet in sich, samt dem Knopf und Creutz, von dem Haupt-Gesims der Kirchen angerechnet, in seiner Höhe 69. Wienerische Werckschuh; wird er aber abgemessen, wie er in der vordern Brust von dem Boden aufsteiget, so erstreckt er seine volle Höhe in die 120. Wienerische Werckschuh.“ Eine ungefähre Vorstellung, wie dieser Turm ausgesehen haben könnte, gibt die Fassade der Priesterhauskirche in Linz a. d. Donau, die 1717/25 nach den Plänen J. L. von Hildebrandts gebaut wurde. Die Beschreibung der Doppelhaube mit Knopf und Kreuz, aber auch das Größenverhältnis des Turms zur Fassade entspricht beinahe genau dieser Beschreibung. Leider sind die Flochberger Originalrisse verschollen.

Im Innern ist dem quergelagert scheinenden zentralen Laienraum der hellbelichtete Chor wie eine guckkastenartige Bühne angeschlossen. Die reiche Wandgliederung läßt aber weniger das Raumerlebnis primär erscheinen, sondern legt die Betonung auf die Raumbegrenzung. Kompositpilaster tragen ein kräftiges Gesims, das ohne komplizierte Verkröpfungen das gesamte Innere umfaßt und ihm nach oben einen einheitlichen Abschluß gibt. Der Aufriß der Seitenwände des Hauptraums wird durch die Architekturrahmung der Altarblätter bestimmt, die wie ein Bild der eigentlichen Wand vorgelegt zu sein scheint. Sehr geschickt sind die einzelnen Teile aus dem Untergrund heraus entwickelt. Die rahmenden Pilaster wiederholen die Form der die Figurennischen rahmenden Pilaster des Wandgerüsts. Das oben schließende Gebälk ist zwar dasselbe, das die ganze Wand abschließt, es ist aber durch die

Vorkröpfung und das Schwingen in die Vertikale der Bestimmung, Teil des architektonischen Grundgerüsts zu sein, enthoben und dem mehr dekorativen Charakter des Altars zugeordnet. Der Eindruck des „hochgehängten“, den diese Rahmungen heute machen, findet seine Erklärung darin, daß ursprünglich unter ihnen jeweils noch ein Altar stand. Ähnlich wie diese Seitenaltarrahmungen lassen sich die Oratorienbalkone als eine Art Architekturmöbel beschreiben, die hier aber dem architektonischen Grundgerüst nicht auf-, sondern eingesetzt erscheinen.

Von besonderer Originalität ist die Gestaltung der Hochaltarwand, die eine konsequente Steigerung dieses Ausstattungsprinzips darstellt. Was bei den Seitenaltären sich in der Fläche abspielt, wird hier im plastisch-räumlichen verwirklicht. Zwei schmale Öffnungen begleiten eine große Mittelöffnung. Die zierlichen Rahmenpilaster der Seitenaltäre sind zu kräftigen Säulen geworden. Über ihnen kein schließendes Gebälk, sondern ein hoher Bogen, eingeschnitten in einen zylindrischen Aufbau. Über diesem Altar hängt kein Bild mehr, sondern er wird umstellt von vier Säulen, die baldachinartig über dem Ort der Erscheinung eine Kuppel tragen. Dieser Chor wird von einer Art räumlichen Wand geschlossen, die zugleich aus dem Raum hinaus weiter weist: an Stelle von Wandnischen sind Fenster getreten; und auch das Fenster, das auf den Seiten außerhalb des Wandgerüsts liegt, ist hier nun architektonisch als Teil des Hochaltars in die Wand mit einbezogen worden.

Steht die Wand des Innenraums dieser Kirche überall in einem Licht, das gewissermaßen von außen in den Bereich des durch die Architektur eigentlich als Raum gekennzeichneten Bereichs fällt – liegen die Lichtquellen doch alle über dem Abschlußgesims –, so ist die Wand des Hochaltars selbst Trägerin und Quelle des Lichts. Es ist vor allem das sinnvolle Ineinandergreifen von Lichtführung und Raumgliederung, das unsere Wallfahrtskirche prägt.

Wir wollen nun versuchen, unsre Kirche in den historischen Zusammenhang auch mit der übrigen Baukunst ihrer Zeit zu stellen. Die Frage gilt vor allem der besonderen Abwandlung des Zentralbaugedankens durch die Oratorienanlage mit ihren Balkonen. Im Prinzip ist dies Balkonschema bereits durch die Loggien in den Kuppelpfeilern der Peterskirche in Rom formuliert worden. Häufiger finden wir unser Motiv dann bei bayrischen Wallfahrtskirchen der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Hier sei auf Maria Hilf in Freystadt von Giovanni Antonio Viscardi und einige Kirchen Johann Michael



Linz a. d. Donau. Priesterhauskirche

Fischers hingewiesen, unter denen vor allem Maria Schnee in Aufhausen und die im letzten Krieg vernichtete Franziskanerkirche in Ingolstadt überraschen. Da es sich bei all diesen Bauten um Wallfahrtskirchen der Muttergottes handelt, soll nicht ganz ausgeschlossen werden, daß von ihnen – möglicherweise über den Bauherrn – Anregungen für die Flochberger Kirche ausgingen.

Von besonderer Bedeutung sind eine Reihe Bauten aus dem engsten Umkreis Johann Lucas von Hildebrandts, bei denen wir auch eine sicherere Kenntnis durch Trientl annehmen können. In der Dominikanerkirche St. Laurenz in Gabel (Böhmen) öffnen

sich die vier Kuppelpfeiler der kreuzförmigen Anlage zur Mitte des Raums als große Nischen, in denen eingestellte Säulen jeweils eine Empore tragen. Eng an den Grundriß dieser Kirche lehnt sich der der Piaristenkirche Maria Treu in Wien an, an der Trientl, wie schon erwähnt, selbst mitgearbeitet hat. Vor allem die Zusammenstellung von Chor, Sakristei, Treppenspinde und Balkon im Grundriß, sowie die Altarnische in der vorgewölbten Wand des Vierungspfeilers im Aufriß zeigt Verwandtschaft mit unserer Kirche.

In welchem Verhältnis zu Johann Lucas von Hildebrandt unser Baumeister Paul Ulrich Trientl nicht nur

mit dem Typ seiner Kirche in Flochberg, sondern auch stilistisch steht, wird deutlich, wenn wir zum Schluß noch einmal zusammenfassend den Stil des Bauwerks und damit den seines Erbauers, zu umreißen versuchen.

Der geschlossene Eindruck des Außenkörpers der Kirche wird bestimmt durch seine steile Proportionierung als Ganzes wie in seinen Teilen. Das Innere wird weniger durch die Qualität als Raum und dessen Modellierung bestimmt, sondern kann am leichtesten noch vom Raummantel her definiert werden, der als ein einheitliches Ganzes erscheint; jedoch nicht fließend bewegt, sondern gewissermaßen gefroren erstarrt: Scharfkantig stoßen ohne große Verschleifungen die Einzelfassaden der Raumumwandung zusammen, gegliedert durch eine sehr klare, im einzelnen zierlich gestaltete architektonische Ordnung. Sie sind jeweils wieder sehr steil proportioniert, wie auch der Gesamtraum durch den Lichteinfall von oben eine gewisse vertikale Richtung erhält. Das Relief der Wand ist flach, ebenso auch die Raumschale der Hochaltarwand. Diese so im Grunde optisch orientierte Raumschauung ist es, die unseren Bau stilistisch in engste Nähe zu der Architektur Johann Lucas von Hildebrandts rückt. Seine Selbständigkeit liegt in der reichen und vielfältigen Gliederung. In ihrer Straffheit, Scharfkantigkeit und Kühle weist sie über den Barock der Generation eines Lucas von Hildebrandt hinaus und läßt schon einen gewissen klassizistischen Zug erkennen, hinter dem das stärker auf Frankreich ausgerichtete Interesse der Generation Trientls steht.

Als ein Werk der Wiener Architektur steht unsere Kirche im schwäbisch-fränkischen Raum nicht allein. Teile Schwabens waren damals österreichisch; die Reichsstädte waren naturgemäß auch zum Zentrum

der Reichsverwaltung in Wien orientiert. Trotzdem herrschen in diesen Gebieten die einheimischen Kräfte noch vor. Dagegen holte sich der Hof des Herzogtums Württemberg – bevor unter Karl Eugen eine endgültige künstlerische Wendung nach Frankreich eintrat – große Künstler aus Wien, das für unsere Gegend vor allem auch zum Vermittler italienischer Meister wurde. Württemberg strahlte dann wieder auf die Nachbarterritorien, auch die geistlichen, aus. Ähnliches läßt sich für das Fürstentum Ansbach feststellen. Erwähnt sei schließlich auch die Tätigkeit Lucas von Hildebrandts für die Schönborn in den Bistümern am Main.

In Flochberg, hier historisch bedingt durch die Vermittlerrolle der Landesherren, den Grafen von Öttingen-Wallerstein, ist so ein Bauwerk entstanden, das nicht heiteren Ausklang volksnahen Rokokos verkörpert, sondern durch seine Haltung noch einmal etwas von der Größe Wiens als einer der Hauptstädte des damaligen Europas deutlich werden läßt und damit ein Denkmal der Geschichte seiner Landschaft darstellt, das lohnt, der Vergessenheit entrissen zu werden.

A. Nagel, *History und Geschicht*, so sich von dem 26. May an biss an den letzten Junij dieses abgelaufenen 82. Jars zu Flochberg ... wunderbarlich zugetragen, 1582. – C. A. Mack, *Die wunderbahrlich Helfferin der Christen in Flochberg*, Dillingen 1751. – J. B. Neher, *Flochberger Wallfahrts-Buch*, Neresheim 1872. 2. umgearb. Aufl. unter dem Titel: *U. L. Frau auf dem Roggenacker bei Flochberg i. Ries*, Mergentheim o. J. (1909). 3. verm. Aufl., Ellwangen 1929. – Gradmann, Christ, *Klaiber, Kunstwanderungen in Württemberg und Hohenzollern*, 3. Aufl., Stuttgart 1955. – Thieme-Becker, *Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler*, Bd. 33, Leipzig 1939, Artikel: Trientl (Justus Schmidt). Literatur bis 1938. Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers, mit Ausnahme des Bildes S. 153, das dem Werk von Bruno Grimschitz, Johann Lukas von Hildebrandt, Verlag Herold, Wien-München 1959 entnommen ist.

Der Weg zur Ewigkeit

Hast einmal du gefunden
Den Weg zur Ewigkeit,
Dann hast Du überwunden
Des Lebens Kampf und Streit.

Dann streift ein sanfter Schimmer
Verklärend Glück und Schmerz;
Doch fesseln beide nimmer
Dein heimatahnend Herz.

Kein Jubeln und kein Weinen
Raubt dir die heil'ge Ruh;
Still strebt dein Kahn dem einen
Lichtgoldnen Ziele zu.

Therese Köstlin



Wellingtonienzweig mit reifen Zapfen

Aufnahme Hedda Reidt

Unsere Mammutbäume feiern Jubiläum

Von Otto Feucht

Warum sollen nicht auch Bäume Jubiläum feiern? Zumal wenn ihr Alter ganz genau bekannt ist und man nicht, wie bei so manchen heutigen Jubiläen, auf Vermutungen angewiesen ist? Genau hundert Jahre sind unsere ältesten Wellingtonien. Und wenn auch hundert Jahre für einen Baum dieser Art eigentlich gar kein Alter sind, so können sie sich doch sehen lassen in einer Zeit, die mit dem Jubilieren schon bei fünfzig, fünfundzwanzig oder gar zehn Jahren anfängt. Zum Festefeiern freilich soll hier ganz und gar nicht aufgerufen werden. Aber die Geschichte scheint es wert, der Vergessenheit entrissen zu werden¹.

Als im Jahre 1850 der englische Sammler *Lobb* die

erste Kunde von den Riesebäumen im kalifornischen Felsengebirge nach Europa brachte, und bald danach Zapfen und Samen nach England kamen und dort angesät wurden, da veranlaßte der um die Förderung der Land- und Forstwirtschaft sehr besorgte König Wilhelm die königliche Bau- und Gartendirektion, gemeinsam mit der Forstdirektion ein Pfund Samen zu beziehen. Das Pfund kam 1865 zur Aussaat im Kalthaus der Wilhelma und ergab eine Unmenge von Sämlingen. Denn der Samen ist sehr klein und leicht², und es mag die mündliche Überlieferung recht haben, daß nämlich durch ein Mißverständnis oder einen Schreibfehler aus einem Lot, das hätte bestellt werden sollen, ein ganzes Pfund geworden

sei. Sicheres darüber ließ sich nicht mehr feststellen. Da für das Pfund 90 Dollar bezahlt werden mußten³, könnte die Überlieferung angesichts der bekannten altwürttembergischen Sparsamkeit wohl recht haben. Sicher ist, daß am 28. März 1866 die kgl. Bau- und Gartendirektion der Forstdirektion mitteilte, daß die Sämlinge nunmehr ins freie Land gesetzt werden sollten und daß der für die Forstdirektion bestimmte Halbpfund (aus einem halben Pfund) auf drei- bis viertausend Stück geschätzt werde. Im Herbst 1866 bot die Gartendirektion einen Teil ihrer Sämlinge zum Verkauf aus, „zum Preise von 3 Gulden und 36 Kreuzer per Dutzend“. Von diesem Angebot haben offensichtlich viele Gartenbesitzer Gebrauch gemacht, vor allem in und um Stuttgart (vgl. unten!)⁴.

Über die für den Staatswald bestimmten durch die Gärtnerei der Wilhelma verteilten Pflanzen sagt der Erlaß der Königlichen Forstdirektion vom 7. April 1866 u. a.:

„Die in Töpfen befindlichen Pflanzen . . . sind an solche Revierförster⁵ abzugeben, von welchen erwartet werden darf, daß sie sich für die Anzucht der neuen Holzart interessieren und den zur Zeit noch ziemlich kostspieligen Pflanzen die erforderliche Pflege und Sorgfalt angedeihen lassen werden. Da die Pflanzen erst einjährig und deshalb noch ziemlich klein sind, so sind dieselben zunächst in passend gelegenen frostfreien Saatgärten zu verschulen, wobei der Abstand der Pflanzen nicht unter zwei Fuß zu machen wäre, um, mit Umgehung eines wiederholten Verschulens, gehörig starke Heister erziehen zu können . . .“

Aus dieser Anleitung geht klar hervor, daß damals noch keinerlei Erfahrungen mit der Anzucht solcher Ausländer vorlagen, so daß bei der Verteilung der Sämlinge weder auf Klima noch auf Boden Rücksicht genommen werden konnte, die Verteilung also mehr oder weniger „auf gut Glück“ erfolgt ist. Zwei Fehler sind nach unseren heutigen Erkenntnissen hierbei unterlaufen¹: Die Aussaat ist unter Glas, im Kalt- haus, erfolgt, so daß die natürliche Auslese verhindert wurde, und die Auspflanzung an den endgültigen Standort war erst nach einigen Jahren vorgesehen, zu einem Zeitpunkt, in dem die tiefgehenden Wurzeln schon so stark entwickelt waren, daß sie nicht mehr ohne schwere Schädigung neu verpflanzt werden konnten. Soviel mag an dieser Stelle genügen, weiter unten wird hieran anzuknüpfen sein.

Nachdem wir nunmehr die Sämlinge im ganzen Württemberg verteilt und ausgepflanzt wissen, wollen wir sie zunächst in Ruhe wachsen lassen und uns

mit der Namengebung für den neuen Riesenbaum befassen, der von der einheimischen Bevölkerung Rotholz genannt wurde. Das erste „Material“ zur wissenschaftlichen Bestimmung kam durch den Engländer Lobb nach England, wo es 1853 von Lindley den Namen *Wellingtonia* erhielt: „So hoch wie Wellington seine Zeitgenossen überragt, überragt dieser kalifornische Baum die ihn umgebenden Wälder. Trage er daher in alle Zukunft den Namen *Wellingtonia gigantea*!“ – Aber dieser Name fand drüben in Amerika ein wütendes Echo. Man hielt es für eine Schmach, einen uramerikanischen Baum mit einem englischen Nationalhelden verkoppeln zu wollen. „Er soll genannt werden, jetzt und für immer, *Taxodium Washingtonianum*“, so schrieb Winslow. „Kein Name kann passender sein und ich bin überzeugt, daß der wissenschaftlichen Ehre unseres Landes nur Genugtuung verschafft werden kann, wenn wir den durch fremdländische Taktlosigkeit geprägten Namen mutig verwerfen und ihn ersetzen durch den jenes unsterblichen Mannes, dessen wir in Liebe und Ehrfurcht gedenken und den zu bewundern wir unsere Kinder lehren¹.“ – Solange der Namenskrieg weitertobte, legte aber J. Decaisne († 1892) in Paris auf einer Tagung dar, daß der Gebirgsbaum der nämlichen Gattung angehören müsse, wie der Riesenbaum an der Küste, die *Sequoia sempervirens*, daß er daher *Sequoia gigantea* heißen müsse. Und dabei ist es geblieben, bis vor einigen Jahren der internationale Botanikerkongreß die besondere Gattung *Sequoiadendron* für ihn geschaffen hat. So heißt er jetzt also *Sequoiadendron giganteum*, wobei gegen alles Herkommen die neue Gattung nicht als weiblich gilt, obwohl sie doch unstreitig einen Baum, nicht einen Strauch bezeichnet! Daß bei uns der Name Wellingtonie sich durchgesetzt hat, rührt wohl daher, daß vor hundert Jahren die Erinnerung an Wellington und an Waterloo (1815) noch sehr lebendig gewesen ist. Übrigens ist Welling einer der ältesten Familiennamen Stuttgarts, ein Waldteil auf dem Bopser trägt heute noch diesen Namen seines einstigen Besitzers.

Es bleibt noch der Name *Sequoia* zu klären. Er stammt von dem 1849 verstorbenen österreichischen Botaniker Endlicher, der ihn dem an der pazifischen Küste in riesigen Mengen wachsenden Rotholzbaum gab, der vorher als eine Art Sumpfpypresse (*Taxodium*) gegolten hatte. Da Endlicher allzufrüh schon starb, ehe er den Namen begründen konnte, gab es ein Rätselraten, ob der Name griechischen oder römischen Ursprungs sein und was er bedeuten könne. Endlicher aber war nicht nur Botaniker, sondern

auch Sprachwissenschaftler gewesen, und hatte den Namen zu Ehren des HalbIndianers *Sequoyah* gewählt, der, durch einen Unfall körperlich behindert, Silberschmied geworden war, seine Arbeiten durch eingehämmerte Zeichen kenntlich gemacht und mit der Zeit seinem Stamme, den Irokesen (Cherokees) eine Laut-Silben-Schrift entwickelt hatte, die zu einer richtigen gedruckten Zeitung führte, nachdem er seine Stammesgenossen Lesen und Schreiben gelehrt hatte. Sein Standbild steht in der Statuary-Hall in Washington.

Während nun die Gebirgssequoie, mit der wir es hier zu tun haben, nur noch in kleinen, weit zerstreuten Beständen vorkommt, die heute unter strengem Schutz stehen, findet sich die Küstensequoie (*Sequoia sempervirens*) noch in riesigen Mengen, die sehr stark ausgebeutet werden und das Rotholz (Redwood) des Handels liefern. Daß sie den Artnamen *sempervirens*, also ‚immergrün‘ trägt, hängt damit zusammen, daß sie ursprünglich zur Gattung *Taxodium* (Sumpfyzypresse) gerechnet worden war, die im Herbst Nadeln und Jungtriebe abwirft. Die Küstensequoie findet, um das gleich zu sagen, bei uns nur auf ganz wenigen, klimatisch besonders begünstigen Orten ihr Fortkommen, wie auf der Mainau, wo sie aber auch schon schwer gelitten hat, sie kommt somit in unserem Raum nur in ganz seltenen Ausnahmefällen für den Anbau im Park in Betracht.

Aber nun gab es vor zwanzig Jahren eine große Überraschung: in einem chinesischen Gebirge stieß 1941 ein chinesischer Forstmann auf einen winterkahlen Nadelbaum, der noch völlig unbekannt war! Planmäßige Nachsuche führte zu weiteren Funden des Baumes, der, wie sich ergab, zwar aus tertiären Ablagerungen bekannt, aber noch nirgends lebend gefunden worden war. Er heißt heute *Metasequoia glyptostroboides*, kam dank chinesischer Freigebigkeit bald nach Europa, wo er überall verbreitet wurde, zumal er sich nicht nur durch Saat vermehren läßt, sondern auch durch Stecklinge. So ist er heute auch in unserem Lande zu treffen, nicht allein in Hohenheim und Stuttgart, auch mit forstlichem Anbau sind Versuche im Gang, z. B. in Stromberg. Über deren Zukunft läßt sich freilich nichts voraussagen.

Kehren wir nunmehr zu der Art der Mammutbäume zurück, mit der wir es hier zu tun haben und deren Name *Wellingtonie* sich bei uns eingebürgert hat, zur Gebirgssequoie (Sierra-Sequoie). Wir wissen es heute, und bekommen es immer wieder in Zeitschriften, im Film und Fernsehen zu sehen,



Im Schloßpark Friedrichshafen 1909. Der Baum wurde durch Bomben 1944 vernichtet

daß diese Riesenbäume ein großer Anziehungspunkt für den Fremdenverkehr geworden sind, wir kennen Bilder eines Stammes, durch dessen Fuß ein Fahrweg hindurchgehauen ist oder eines Baumstumpfes, auf dessen Grundfläche ein Dutzend Reiter Platz finden oder eine Tanzgesellschaft sich vergnügt⁶. Wir wissen, daß die stärksten Stämme besondere Namen führen und daß tatsächlich Baumhöhen über hundert Meter und ein Alter bis zu 3200 Jahren einwandfrei nachgewiesen sind, also ein Mehrfaches dessen, was unsere heimischen Eichen und Linden erreichen. (Daß bei der erst 1954 in Arizona entdeckten buschigen, niederen Grannenkiefer, *Pinus aristata*, bis zu viertausend Jahre gezählt worden sind, darf hier angefügt werden)⁷. Weniger bekannt ist, daß auch die Küstensequoie (*S. sempervirens*) ganz ähnliche Ausmessungen erreicht und daß noch andere Arten, vor allen die oft mit ihnen vergesellschaftete Duglasie (*Pseudotsuga*) an Höhe nicht viel hinter ihnen zurückbleiben. Selbstverständlich war unser Württemberg nicht das einzige Land, das sich vor hundert Jahren um die Wellingtonie bemüht hat. Ungefähr gleichen Alters sind u. a. die ältesten Bäume in Badenweiler und



Wäldchen im Rosensteinpark

Aufnahme Georg Kube 1962

auf der Mainau und vor allen im 1862–1870 begründeten 1,5 Hektar großen Exotenwald des Grafen Berkheim bei Weinheim an der Bergstraße. Bei all diesen Versuchen, auch bei den in späteren Jahren folgenden, hat sich gezeigt, daß gerade das Rheinland mit seinem atlantischen Klima die besten Erfolge aufweist. Das geht auch aus den Großversuchen hervor, die unter Beachtung aller Erkenntnisse und früheren Untersuchungen 1953 im Rheinland bei Kaldenkirchen von Dr. E. J. Martin mit Unterstützung durch die Staatsforstverwaltung eingeleitet worden sind, wie auch von solchen im Stadtwald Baden-Baden und an anderen Orten. Dabei war die Absicht maßgebend, die durch den Krieg und seine Folgen geschaffenen Kahlflächen wieder möglichst bald in Ertrag zu bringen.

Als diese ersten Versuche in Kaldenkirchen bekannt wurden, kamen sie alsbald durch rekordwütige Reporter in Mißkredit. Der eine schrieb von ungeahnten umwälzenden Erfolgen schon nach *einem* Jahr,

und sagte, es sei hier zum ersten Male geglückt, Wellingtonien in Europa aus Samen zu ziehen. Der andere erklärte es für ganz selbstverständlich und gar nicht überraschend, daß die Bäume bei uns gedeihen, denn sie seien doch schon in längst vergangenen Erdzeiten, im Tertiär, bei uns gewachsen. Doch wenn diese Begründung ausreichen würde, dann müßten wir ja auch Palmen, Baumfarne und allerhand tropische Obstbäume in unseren Wäldern heranziehen können! Seit jener Zeit hat sich aber allerlei gründlich geändert, nicht nur das Klima!

Daß auch unsere baden-württembergische Forstliche Versuchs- und Forschungsstelle sich an neuen Versuchen beteiligt, sei ausdrücklich festgestellt, sie hat in letzter Zeit zehntausend junge Bäumchen ausgepflanzt, nicht vereinzelt da und dort, vielmehr in geschlossenen forstgemäßen Flächen. Denn es steht außer Zweifel, daß der Baum, richtig angebaut und erzogen, auch in unserem Lande auf genau ausgesuchten Standorten erhebliches leisten kann.



Wellingtonienpark an der Neuen Weinsteige in Stuttgart

Aufnahme W. Feucht 1965

Was ist nun aus unseren Jubilaren, aus den Sämlingen von 1865 geworden? Eine vor zwölf Jahren mit Unterstützung der Forstdirektionen Stuttgart und Tübingen durchgeführte Erhebung⁸ hat ergeben, daß innerhalb und außerhalb Waldes noch 278 Bäume vorhanden waren, die mit Sicherheit oder doch mit größter Wahrscheinlichkeit aus der Wilhelmasaat stammen. Da inzwischen auf Privatgrundstücken und Friedhöfen noch etliche weitere erkundet wurden, so darf man heute mit rund 300 Bäumen rechnen. Dabei sind natürlich alle unberücksichtigt geblieben, die erst in späteren Jahren gepflanzt worden sind, aber trotzdem schon ähnliche Ausmessungen erreicht haben.

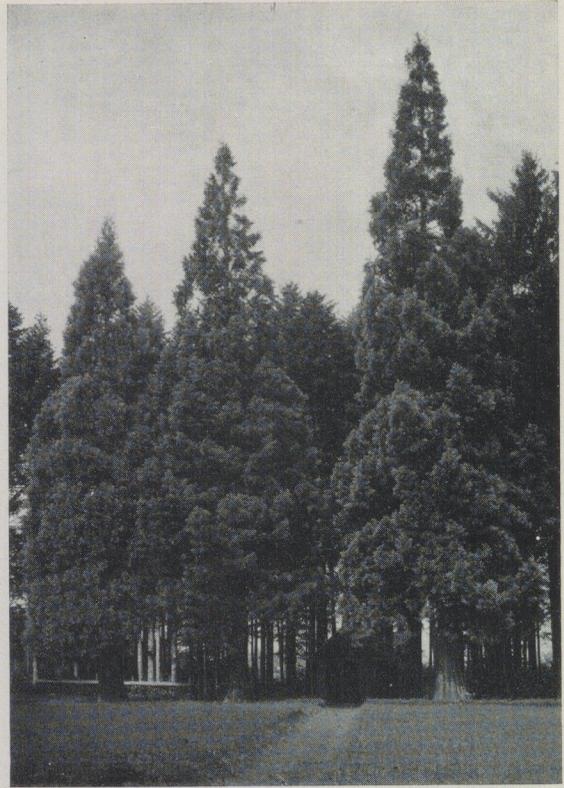
Nur 300 noch übrig von 6000 bis 8000? Wie ist dies zu erklären? Auf zwei Hauptursachen ist oben schon hingewiesen worden. Des weiteren hat sich herausgestellt und bei späteren Aussaaten aus eigenem Samen sich bestätigt, daß die jungen Pflänzchen außerordentlich anfällig sind gegenüber Pilzkrankungen. Weiterhin hat der außergewöhnlich kalte Winter 1879/1880 nach zuverlässigen Angaben rund die Hälfte aller Bäumchen weggerafft, vor allem in Süd- und Ostlagen. Auch wußte man noch nicht, daß sie auf Kalkboden schlecht gedeihen. Dazuhin mußten mit der Zeit allzu dicht stehende

Stämmchen gelichtet, zu einem Teil ausgehauen werden, um das Gedeihen der anderen zu sichern. Weitere Ausfälle waren durch Naturereignisse zu verzeichnen, vor allem durch Blitzschlag in Bäume, die ihre Umgebung überragten. Und schließlich könnte ja die erste Schätzung der Zahl zu hoch gewesen sein.

Die im Staatswald noch vorhandenen Bäume stehen meist in kleinen Gruppen, sie verteilen sich auf 43 Standorte in 25 Forstbezirken, insgesamt 156 Stück⁹. Die besten Gruppen bei Heimerdingen, Lorch und Welzheim haben über 40 Meter Höhe und bis zu 160 cm Stammdurchmesser (in 1,3 m über dem Boden) erreicht. Ja, ein Stamm bei Hirsau hatte es sogar auf 210 cm gebracht, diese Stärke wurde jedoch von seinem dicht neben ihm stehenden Partner nicht erreicht. In dem gemessenen Durchmesser ist die sehr dicke Rinde inbegriffen, meist auch noch ein Teil des Stammanlaufs. Nachkommen aus eigenem Saatgut sind mehrmals erzielt worden, doch ist es sehr schwierig, die Zapfen rechtzeitig abzuernten. Das war vor zwölf Jahren. Inzwischen sind die Bäume weiter gewachsen, einige Stichproben von den vier besten Standorten mögen dies belegen: Die größte Höhe mit 47 m hat Lorch erreicht (Zunahme 5 m, ebensoviel wie Heimerdingen), den größten



Am Lützenhardter Hof bei Hirsau. 1909



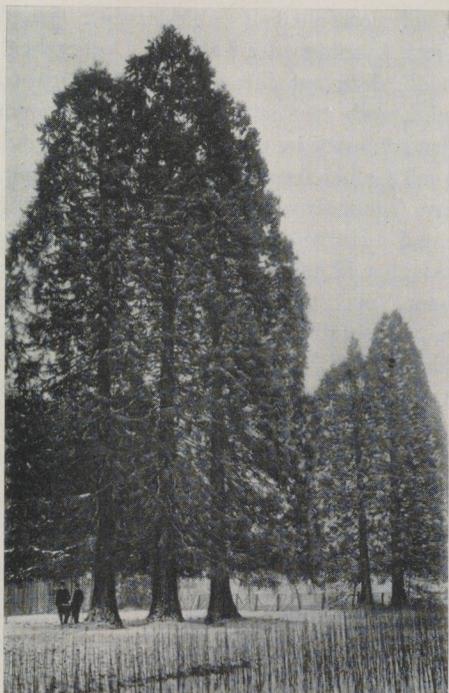
„Im Tann“ bei Welzheim. 1909



Am Lützenhardter Hof bei Hirsau
Aufnahme Dr. Hauser 1951



„Im Tann“ bei Welzheim
Aufnahme H. Hagenbuch 1959



„Im Rohrsberg“ bei Heimerdingen. 1910

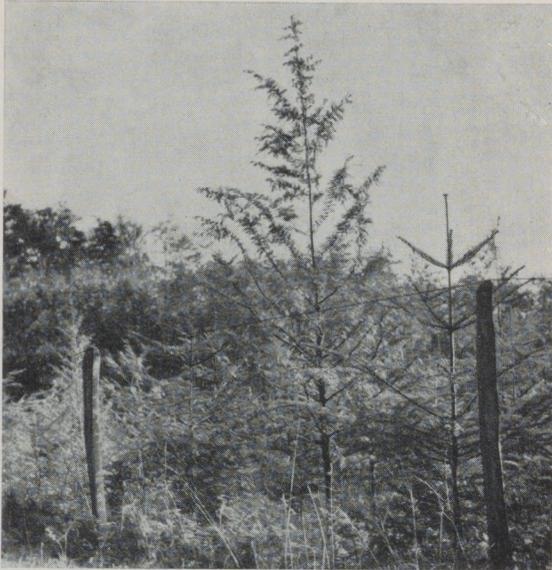


„Im Rohrsberg“ bei Heimerdingen. 1934



„Im Rohrsberg“ bei Heimerdingen

Aufnahme K. Glatzel 1953



Elfjährige Metasequoien, gemischt mit Weißtannen, die später herausgenommen werden sollen. Im Stromberg (Güglingen)
Aufnahme O. Linck 1964

Stammdurchmesser Hirsau mit jetzt 2,27 Meter (das bedeutet Jahresringe von zuletzt 14 mm Breite)! Leider ist gerade das Hirsauer Paar schwer bedroht durch die Pläne für ein Landeskrankenhaus beim Lützenhardter Hof. Es müßte unbedingt gelingen, mit allen Bauten so viel Abstand von diesen Bäumen zu halten, daß sie, die eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges zu werden alle Aussicht haben, nicht gefährdet werden!

Nicht weniger als 125, also zwei Fünftel aller, stehen im Stadtkreis Stuttgart¹⁰, teils weit zerstreut in ehemaligen Gärten, die längst aufgeteilt sind, teils in größeren Parkanlagen. Da ist an erster Stelle das bekannte Wäldchen im Rosensteinpark zu nennen, auf der Anhöhe über der Wilhelma, das heute noch 44 Stämme enthält, während es um 1910 deren noch 80 gewesen sind. Die Bäume waren so eng gepflanzt, daß ein großer Teil herausgenommen werden mußte, damit die übrigen sich entfalten konnten. Da es auf trockenem flachgründigem Boden steht, ist es in der Entwicklung weit hinter anderen Stämmen zurückgeblieben, die in nächster Nachbarschaft auf besserem Grunde wurzeln. Die Unterpflanzung mit Mahonien wirkt sich günstig aus. Die Bäume, die unten in der Wilhelma selbst standen, sind restlos dem kalten Winter 1879/80 zum Opfer gefallen¹¹. Weit besser hat sich ein zweites Wäldchen gehalten, an der Neuen Weinsteige beim Hause

140 auf dem ehemals Schicklerschen Grundstück, das jetzt Eigentum der Stadt ist. Dort stehen heute noch 46, dazu auf dem später abgetrennten Nachbarstück noch zwei mächtige und hohe Stämme, die zu den schönsten im ganzen Lande gehören. Zusammen mit Gelbkiefern und Schwarzkiefern, mit Flußzedern (*Libocedrus*), Halbzyressen (*Chamaecyparis*) und Lebensbäumen (*Thuja*) ein überaus eindrucksvoller Bestand, vor 70 Jahren vom damaligen Besitzer Vogt noch mit einigen, von einer Orientreise mitgebrachten Libanonzedern ergänzt und reichlich durch Selbstaussaat mit Eiben und Stechpalmen unterstellt, zwischen denen die Nachkommen einer mächtigen Griechentanne hochstrebend (*Abies cephalonica*), die ein Opfer der Brennholznot nach dem Kriege geworden ist. Der mit den spitzkegeligen Wellingtonienkronen von den Höhen um die Stadt weither sichtbare und geradezu zu einem Wahrzeichen der Stadt gewordene Park wäre, durch seine Lage am Steilhang geschützt und vom Gartenbauamt betreut, viel bekannter, wenn er nicht so schwer zugänglich wäre, daß er mit Kraftwagen kaum besucht werden kann, mangels der Möglichkeit zum Drehen oder Parken. (Aus diesem Grunde, wie aus Rücksicht auf die Bewohner des Hauses, kann der Park leider nicht allgemein für den Besuch freigegeben werden.) Er wäre so kaum in seinem Bestand bedroht, wenn nicht die Verkehrsnot auf der Weinsteige immer unabweislicher auf Abhilfe drängte. Mag solche über oder unter der Erde erfolgen, auf jeden Fall muß dringend verlangt werden, daß alles geschieht, dieses dendrologische Kleinod ungefährdet der Nachwelt zu erhalten und dadurch der Stadt einen Anziehungspunkt für alle Baumfreunde zu sichern, dessen Bedeutung von Jahr zu Jahr wachsen wird. Was heute gegenüber Denkmälern aus Menschenhand uns selbstverständlich geworden ist, das muß auch solchen Schöpfungen der Natur gegenüber sich durchsetzen, auch wenn sie nicht als Naturdenkmal im strengsten Sinne gelten können und nicht im Naturdenkmalbuch eingetragen sind. Die Einbeziehung des städtischen Grundstücks in den unmittelbar anstoßenden „geschützten Landschaftsteil“ Wernhalde könnte freilich noch keine ausreichende Sicherheit gewährleisten.

Was wird wohl aus unseren Hundertjährigen einmal werden? Aus diesen Baumkindern, die kaum ein Zwanzigstel ihres Erwartungsalters erreicht haben und bis jetzt fast nur minderwertiges Splintholz liefern, aber nur erst sehr wenig des wertvollen roten Kernholzes? Kann man etwa von Men-

schenkindern schon mit drei oder vier Jahren aus-
sagen, wie es mit ihnen im Alter aussehen wird?
Werden die Mammutbäume vielleicht einmal, im
großen forstmäßig angebaut, unsere Wohnstätten
wieder überragen, wie dies der Wald jahrtausende-
lang gegenüber unseren alten Siedlungen getan hat?
Wird etwa einmal mancher Waldbesitzer seine Jah-
resnutzung durch einen einzigen Stamm erfüllen
können? Wird einmal für solche Riesenstämme und
deren Aufbereitung noch ausreichend Raum vorhan-
den sein in den uns verbleibenden Restflächen an
Wald, inmitten der Städte? Wird unserer Wirt-
schaft mit schwächerem kurzfristig erziehbarem und
voll hochwertigem Holz nicht besser gedient sein?
Aber sind das nicht müßige Überlegungen? Haben
solch langfristige Voraussagen überhaupt noch einen
Sinn? Wir sollten doch mit tausendjährigen Ver-
heißungen vorsichtig geworden sein. Wissen wir
denn, ob es nach tausend, ja schon nach hundert
Jahren noch Bäume und Wälder bei uns geben wird,
ob es bis dahin für lebendig gewachsenes Holz noch
eine Verwendung geben kann? Wird bis dahin nicht
alles Holz durch Kunststoffe verdrängt sein, wie dies
heute schon in steigendem Maße geschieht? – Es
mag jedem überlassen bleiben, solche Gedanken
weiterzuspinnen, sich allerlei Möglichkeiten auszu-
denken und sich zu fragen, ob es bis dahin über-
haupt noch Menschen, noch Leben auf unserer Erde
wird geben können?

Halten wir uns lieber vorläufig noch an das Wort,
das *Wilhelm Heinrich Riehl* schon vor mehr als
hundert Jahren ausgesprochen hat¹²: „Auch wenn
wir keines Holzes mehr bedürften, würden wir doch
den Wald brauchen. Brauchen wir das dürre Holz
nicht mehr, um unseren äußeren Menschen zu er-
wärmen, dann wird dem Geschlecht das grüne, in
Saft und Trieb stehende zur Erwärmung seines in-
wendigen Menschen um so nötiger sein.“

Oder wird auch diese Einstellung bald schon über-
holt sein und als hoffnungslos veraltet angesehen
werden, weil der Mensch nur noch das gelten läßt
und schätzt, was er selbst machen kann, nur noch
das künstlich Gemachte, nicht mehr das Gewach-
sene? Nur noch Ersatz, aber nicht mehr Natur?

Sind wir nicht gar schon auf dem Wege, uns Men-
schen selbst durch Ersatzkonstruktionen mehr oder
weniger überflüssig zu machen? Und muß es da nicht
durchaus folgerichtig erscheinen, wenn auf die
Kenntnis unserer Lebensgesetze, auf einen Einblick
in die Zusammenhänge allen lebendigen Geschehens
in unseren Schulen immer weniger Wert gelegt
wird?



Die vier Wellingtonien bei Geroldseck (Sulz) haben
36 Meter Höhe erreicht Aufnahme Dr. Heyd 1965

¹ E. J. Martin, Die Sequoien und ihre Anzucht. Mitteilun-
gen der Deutschen Dendrologischen Gesellschaft
Nr. 60 (Jahrbuch 1957/58). – ² Ein Pfund gereinigten
Samens enthält nach Martins (1) Erfahrungen rund
hunderttausend Körner. Verfasser hat aus heimischem
Saatgut von Heimerdingen deren rund 80 000 festge-
stellt. – ³ Friedrich Holland, Oberförster in Heimer-
dingen, in „Blätter des Schwäbischen Albvereins“ 1901.
– ⁴ So in dem vom damaligen Vorstand der kgl. Gar-
tendirektion F. W. Hackländer angelegten Park auf
der Gänsheide, heute Heidehofstraße 31, Sitz des fran-
zösischen Generalkonsulats. – ⁵ Der Erlaß ging an die
damaligen Mittelstellen, die Forstämter alter Ordnung,
die 1902 aufgelöst wurden. Revierförster hießen die
Vorstände der Revierämter, die 1902 zu Forstämtern
neuer Ordnung geworden sind. – ⁶ Siehe u. a.: Shirley,
The Redwoods of coast and sierra. University of
California press. 1936. – Ausführlicher Bildbericht
in „National Geographic Magazine“ 1958. – ⁸ O.
Feucht, der Mammutbaum als Waldbaum unserer
Heimat? Naturwiss. Monatsschrift „Aus der Heim-
mat“ 1954. – ⁹ Die Verteilung auf die Forstämter siehe
bei 1. – ¹⁰ O. Feucht, Wie die Wellingtonien nach
Stuttgart kamen. Amtsblatt der Stadt Stuttgart. 1954,
Nr. 9. – ¹¹ Georg Schlenker, die Flora des Cannstatter
Sulzerrains. Stuttgart 1929. – ¹² W. H. Riehl, Land
und Leute. Stuttgart 1853.

Muß am Ende unserer Historischen Weinberglandschaft eine reine „Rebensteppe“ stehen?

Von Otto Linck

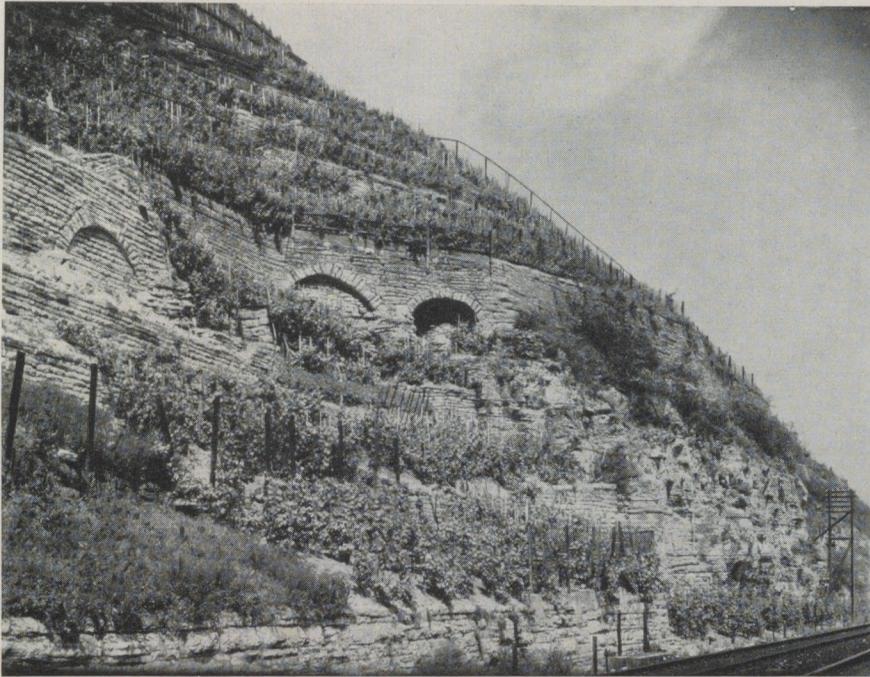
Die Landwirtschaft unseres Landes erfährt zur Zeit einen grundsätzlichen Umbau. Die als lebensnotwendig angesehenen Änderungen der gesamten Agrarstruktur werden, wenn sie abgeschlossen sind, das Bild unserer Kulturlandschaft tiefgreifend verändert haben; am sichtbarsten und schmerzlichsten durch die „Reb-Flurbereinigungen“ des Weinbaus. Denn hier handelt es sich nicht mehr nur um eine Weiterentwicklung, Korrektur und Verbesserung, sondern um einen radikalen Bruch mit der Vergangenheit, der unvermeidlich die uns so vertraute, in Jahrhunderten organisch gewachsene „Historische Weinberglandschaft“ des Neckarraums mit ihrer landschaftlichen und architektonischen Eigenart und ihrem reichen biologischen Inhalt als Ganzes auslöschen wird. Zusammengesehen bedeuten so die an vielen Stellen des Unterländer Weinbaugebiets schon durchgeführten, in Gang befindlichen oder weiterhin geplanten Bereinigungen die größte Landschaftsveränderung (Zerstörung), die unser Land seit den Rodungszeiten erfahren hat. Kein Wunder, daß sich die Freunde unserer Historischen Weinberglandschaft (welcher Württemberger wäre das nicht!) über den Umfang und die Art der Durchführung der Bereinigungen im Weinbau entsetzen und Hilferufe an den Naturschutz, den Schwäbischen Heimatbund und ähnliche Heimatvereine richten.

Die Reb-Flurbereinigungen zerstören unsere überkommene Weinberglandschaft deswegen vollständig, weil sie sich nicht nur auf die Zusammenlegung von Kleinparzellen, Anbau reblausfester Pfropfreben-Sorten und dergleichen beschränken, sondern weil sie in erster Linie den grundsätzlichen Einsatz von Maschinen zur Senkung des Arbeitsaufwands im Weinberg ermöglichen sollen. Vor allem soll auf den im Weinbaugebiet des Neckarlandes überwiegenden Hängen (92 % der Gesamtfläche) von oben her mit der motorgetriebenen Seilwinde gearbeitet werden, an die die verschiedenen Kulturgeräte angehängt werden. Alle quer zum Gefäll verlaufenden Mauern, Raine, Absätze sowie sonstigen Hindernisse wie Weinberghäuschen, Einzelbäume stehen dem Seilzugbetrieb im Wege; auch sind für die rationelle Ausnützung des Seilzugs einheitliche Flächen von

bestimmter Größe, vor allem Länge hangabwärts, Voraussetzung. Die in Gang befindliche totale Zerstörung unserer Historischen Weinberglandschaft ist also fast ausschließlich technisch bedingt. Als Erfolg wird eine tatsächliche Arbeitersparnis von 50 % angegeben, die Ertragssteigerung soll zum Teil über 50 % betragen. Im Jahr 1964 waren von der 8500 ha großen Rebfläche Württembergs 600 „bereinigt“ und „umgestellt“; in einem Programm von 13 Jahren sollen jährlich 300 ha folgen. Die ersten Reb-Flurbereinigungen und Umstellungen nach dem Kriege wurden noch verhältnismäßig vorsichtig und zurückhaltend durchgeführt (z. B. im Rebengürtel um Heilbronn), auch wurden ebenere und schwächer geneigte Lagen vor allem im Keuper bevorzugt. Mit der Zeit wurden die Maßnahmen immer radikaler und großräumiger; heute scheut die Weinbautechnik auch vor Steilhängen mit 50 % Gefäll nicht mehr zurück. Ob die Umwandlung schließlich auch noch die steilsten, kunstvoll hochterrassierten Muschelkalktalhänge des Neckars und der Enz (Besigheim) erfassen wird, ist nicht abzusehen. Tragisch ist jedenfalls, daß die „Bereinigungen“ gerade die schönsten Weinberglandschaften im Herzen des Weinbaugebiets angreifen müssen. Nur geringere Lagen, vor allem im natürlichen Grenzbereich des Weinbaus werden schließlich übrigbleiben. Sie werden dort wohl noch einige Zeit in der bisherigen extensiven Form weiterbewirtschaftet, allmählich aber aufgegeben werden und auf ihre Weise an die Natur zurückfallen (wodurch sich ein neues landschaftliches Problem ergeben wird).

Für das Herzstück des Weinlands am Neckar sind aber jedenfalls die Gründe, mit denen der im Kampf um seine Existenz stehende Weinbau die Bereinigungen und Umstellungen rechtfertigt, so gewichtig, daß man sich der bitteren Erkenntnis und Einsicht nicht verschließen kann, die uns so vertraute tausendjährige Weinberglandschaft mit ihrem kunstvollen Bau, ihrem lebendigen Gefüge und biologischen Reichtum, mit ihren Terrassen, Mauern, Staffeln, Hohlwegen, Rainen, Hecken und Häuschen ist *als solche* und *als Ganzes* nicht zu halten.

Was aber wird an die Stelle der vernichteten Historischen Weinberglandschaft treten? Wenn man das Ergebnis sieht und bei den Ortsterminen zuhört,



1. Mit Felsen verzahntes Mauerwerk der Historischen Weinberglandschaft im Muschelkalk. Schalkstein bei Besigheim

fragt man sich manchmal, sind sich alle Beteiligten überhaupt bewußt, was sie mit ihren „Bereinigungen“ (in des Wortes eigentlicher Bedeutung) anrichten? Fühlen sie keinerlei Verlangen oder gar eine Verpflichtung, an Stelle des zu Zerstörenden und Zerstörten nicht nur eine „Kultursteppe“ neuer Art, eine „Rebensteppe“, sondern zum mindesten den Versuch, die Andeutung einer neuen Weinbau-Landschaft zu setzen? Im Rahmen des Möglichen und durchaus unter Anerkennung des Vorrangs der wirtschaftlichen Notwendigkeiten. Das geht, man muß aber das Problem sehen, sich bemühen, nicht in bequemer „Perfektion“ über das unbedingt Notwendige hinausschießen. Bei allem Tabu, das die Landwirtschaft für sich zu errichten verstand, gilt doch auch für sie der fundamentale Satz, daß „die Landschaft nicht dem Einzelnen zu beliebigem Schalten und Walten gehört“. Wenn schon die Reb-Flurbereinigungen unsere so reizvolle Historische Weinberglandschaft großflächig und als Ganzes zerstören müssen, so erwächst dem Weinbau doch auch der Allgemeinheit gegenüber die Pflicht, das Verlorene nicht nur durch landschaftstote, inhaltslose Plantagen zu ersetzen. Wie und in welchen Grenzen das erreicht werden kann und auch im Interesse des Weinbaus selbst erreicht werden muß, soll im folgenden untersucht werden. Der ganze Zauber und Reichtum unserer alten Weinberglandschaft kann freilich nie mehr auferstehen.

I. Die Historische Weinberglandschaft des Neckarlandes

1. Die Kulturdenkmale

Die überkommene Weinberglandschaft wird nicht nur deswegen „historisch“ genannt, weil sie in absehbarer Zeit auf großen Flächen vergangen sein wird; sie ist vielmehr für sich, als Ganzes und in ihren Teilen, ein geschichtliches Gebilde. Das rührt daher, daß die Weinrebe im Neckarraum seit den Anfängen im 11., 12. und 13. Jahrhundert auf gleiche Weise kultiviert und gepflegt worden ist, in einem modifizierten Hackfruchtbetrieb mit Einzelstöcken an Rebpfählen, in bewegtem Gelände auf Terrassen. Der mittelalterliche Weinberg hat kaum anders ausgesehen als der größte Teil unserer Weinberge bis in die jüngste Zeit. Die erste Änderung brachten die vor etwa 20 oder 30 Jahren in größerem Umfang aufkommenden „Drahtanlagen“, die zum erstenmal zwischen den Drahtzeilen eine stärkere maschinelle Bearbeitung des Weinbergbodens ermöglichten und viel von dem vorwegnahmen, was die heutigen Reb-Flurbereinigungen beabsichtigen und erreichen. Landschaftlich traten die ersten, meist auf ebenes Gelände beschränkten Drahtanlagen noch nicht sehr störend in Erscheinung. Die wichtigsten Werkzeuge des Weingärtners waren durch die ganzen Jahrhunderte



2. Mauerwerk im Keuper des Neckartals oberhalb von Esslingen

vorher der Karst und die Hacke; nicht umsonst wird der „Wengerter“ in Mainfranken „Häcker“ genannt. Durch die neue Bewirtschaftung verlieren Karst und Hacke ihre Bedeutung, an Stelle des mühsamen Handbetriebs tritt die maschinelle Bodenbearbeitung, vor allem mit der motorgetriebenen Seilwinde.

Nach kleinen ersten, kurzdauernden Anfängen mit „Rebgärten“ im Flachlande der „Heilbronner Mulde“ eroberte die Rebe vom 10. Jahrhundert an den sonenseitigen Abfall des Keuperberglands und die sonenseitigen Talhänge der Muschelkalktäler, vor allem des Neckars und der Enz. Die Weinberge des Neckarlands stehen dort heute noch mit 92 % der Gesamtfläche auf mehr oder weniger geneigten Lagen. Im großen bilden die Weinbauflächen des Neckarlandes zwei langgezogene Bänder, die dem morphologischen Bau der Stufenlandschaft entsprechen und ihr den Charakter eines sonnigen, südlich wirkenden Weinlands geben.

Wohl gleich bei der Anlage der ersten Weinberge auf den Hängen stellte sich heraus, daß die Hanglagen im Hackfruchtbetrieb mit periodisch bearbeitetem, bloßgelegtem Boden nur zu bewirtschaften waren, wenn die Fläche, in Terrassen aufgeteilt, ebener gelegt wurde. Der größte Teil des gesamten Mauerwerks der Historischen Weinberglandschaft des Landes geht in die Anfänge des Weinbaus zurück; es gibt auch Urkunden dafür, so ließ im 13. Jahrhundert Bischof Günther von Speyer, der zweite Gründer des Klosters Maulbronn, den berühmten Eilfinger Berg mit Stützmauern versehen

(sie sind heute durch eine Bereinigung wieder abgetragen). In der Gesamtheit bildet das Mauerwerk und das Netz der Weinberg-Terrassen ein „Kulturdenkmal“ größten Ausmaßes, das vor allem andern Bild und Erlebnis dieser „großartigsten Kulturlandschaft des Abendlandes“ bestimmt (*Gradmann*). Auch Goethe sind die Weinbergmauern des Weinlands am Neckar als etwas Besonderes aufgefallen, als er auf der Reise in die Schweiz 1797 in sein Tagebuch schrieb, die Weinberge seien hier „mit Mauerwerk artig zu Terrassen verbunden“.

Je nach dem Gefäll des Hangs mit schmälere oder breiteren Terrassen, mit niedrigeren oder höheren Mauern, die in flacherem Gelände durch Raine und „Unterschiede“ vertreten werden, mit Einstiegen und Staffeln bildet das Mauerwerk der historischen Weinberge eine wahre Landschaftsarchitektur, die auf ihre Weise den geschichteten Bau des Landes betont. Die Stützmauern folgen allerdings nicht den Höhenlinien, sondern bestehen aus kurzen Geraden, die winkelig aneinanderstoßen; verschieden ist zudem das Netzmuster der Mauerzüge am Neckar oberhalb von Esslingen, im Remstal, im Stromberg und wieder im Muschelkalk des Unteren Neckars (Bild 1–3). Unendlicher Weingärtnerfleiß steckt in der Historischen Weinberglandschaft; mit feinstem Gefühl, geradezu kunstvoll sind die Mauerzüge in Trockenmauertechnik standfest aufgesetzt. Um welche Steinmassen (und damit Mauerflächen als Lebensraum) es sich handelt, bezeugen zwei Zahlenangaben: Für den 90 m hohen, in 35 Terrassen ab-

3. Weiche Historische Weinberglandschaft im Keuper des Strombergs mit Hohenhaslach



getrepten Muschelkalkhang am Neckar zwischen Hessigheim und Besigheim wurden auf 1 km Länge 52 000 qm Mauerfläche berechnet, für den Stuttgarter Raum (Keuper) wurden auf das Hektar Rebfläche durchschnittlich 5000 qm Mauerfläche geschätzt.

Dies alles wird in Bälde zum größten Teil vergangen, im anderen Sinne „historisch“ sein. Wie glaubt nun die heutige Weinbautechnik die völlige Entblößung der Hänge, vor allem der Steilhänge, von allem stützenden und schützenden Mauerwerk wagen zu können? Nachdem die Steillagen einst eben zum Schutz gegen die Abtragung terrassiert worden sind? Der bereinigte Weinberg wird ja immer noch regelmäßig bearbeitet und hat keinen dauernden Bodenbewuchs. Es wird angegeben, daß durch eine dicke, in den bereinigten Weinberg eingebrachte Humusdecke, die Abschwemmungsfahr in den Hanglagen auf ein Minimum verringert werde. Es sind Versuchsflächen mit verschiedenen Auflagen (Torf, Klärschlamm usw.) angelegt worden, die sich im Vergleich mit unabgedeckten Flächen auch im Frühjahr 1965

¹ Wenn man übersteile Bereinigungen wie auf Bild 17 sieht, kann man sich freilich einer gewissen Skepsis nicht erwehren. Tatsächlich sind in anderen Gegenden, z. B. im Löß des Kaiserstuhls, schon schwere Erosionsschäden eingetreten. Die 1965 durch die Presse bekanntgewordenen Weinberg-Verwüstungen im Stuttgarter Raum sind aber keine Abschwemmungsschäden in bereinigten Flächen gewesen, sondern waren geologisch bedingte Rutschungen in unbereinigten Weinbergen.

mit seinen vielen Sturzregen gut gehalten haben sollen¹.

Ganz wird die Mauer als Landschaftsglied auch aus den bereinigten Hang-Weinbergen wohl nicht verschwinden. Wenn es auch keine eigentlichen Stützmauern und Terrassen mehr geben wird, zeigen sich an Wegekehren, auf der Bergseite von Wegen manchmal Notwendigkeiten und Möglichkeiten, kleine Mauerstücke zu erhalten oder einzufügen. Sie sollten nicht in Sichtbeton, sondern (wie das erfreulicherweise schon meist geschieht) in Natursteinen der Gegend (Muschelkalk oder Keupersandsteinen) aufgeführt werden. Geeignete Steine fallen ja beim Abräumen der historischen Weinberge zur Genüge an! In und an solchen Mauerstücken, von denen jedes einzelne an sich eine Bereicherung bedeutet, können auch alte Weinbergzeichen (Bild 4), Inschriften, Sühnekreuze, steinerne Abstellbänke usw., die bei der Bereinigung der historischen Weinberge anfallen, bewahrt werden.

Gewiß, das sind kleine Dinge! Der Reiz und Reichtum jeder Landschaft besteht aber nicht nur in den großen Formen und Ansichten, sondern zusätzlich in der Fülle kleiner und kleinster Einzelheiten als Merkpunkte, Haltepunkte und zur Orientierung, die der „leeren Landschaft“ fehlt. Im besonderen gilt dies für die Weinbaulandschaft, die an sich zur Eintönigkeit neigt. Man könnte daran denken, bei den Bereinigungen in den Weinbauflächen in geeigneter Form (keine Plakate, Tafeln) auch neue Inschriften anzubringen. Auch solche, in denen mit Jahreszahl auf die Bereinigung selbst hingewiesen würde, u. U. mit dem Zusatz: „Dazu mußte



4. Altes Weinbergzeichen aus der Stuttgarter Gegend. Die Inschrift lautet: Matheus Blutharß. Wein-Gärtner 1690

das schöne mittelalterliche Mauerwerk, das vorher hier stand, entfernt werden.“ Oder geschichtliche Erinnerungen unter dem Namen einer berühmten Lage wie: „Hier hatten schon die Hohenstaufenkaiser ein Weingut“ oder „Aus diesem Gewand wurde im 17. Jahrhundert regelmäßig Traminer-Wein an den Kaiserhof nach Wien geliefert.“ Möglichkeiten gibt es viele. Durch derartige Inschriften, die nicht gehäuft und reklamemäßig angebracht sein dürften, würde die völlig ahistorische bereinigte Weinbergfläche geschichtlich etwas angebunden. Beim Gespräch über Reb-Flurbereinigungen sagte einmal ein alter Weingärtner: „Die sind eben amerikanisch.“ Er meinte wohl gefühlsmäßig die völlig erinnerungslose Groß-Plantage.

Kulturdenkmale eigener Art sind im Neckarland auch die Steinriegel des Hauptmuschelkalks (Bild 5); der Untere Muschelkalk hat keine Steinriegel. Auch sie gehen bis in die Anfänge der Rebkultur im Lande zurück, auch sie sind Zeugnisse unermüden Wein-gärtnerfleißes. In Jahrhunderten haben die „Wengertler“ die auf der bearbeiteten Weinbergfläche anfallenden Steine ausgelesen und zu Seiten der Weinbergstücke in Wällen angehäuft. Da unter den Riegeln der gewachsene Boden vielfach bis zu 50 cm höher liegt als in den angrenzenden bearbeiteten Weinbergflächen, muß seit Anlage der Weinberge etwa ein halber Meter Hangboden abgetragen worden sein (eine Beobachtung Georg Wagners, die zu denken gibt!). Dem neuzeitlichen Seilzugbetrieb stehen die im Gefäll hangabwärts laufenden Steinwälle nicht im Wege. Die Steinriegel wirken sich zudem kleinklimatisch (Schutz gegen Ost- und Westwinde, Wärmespeicherung) und durch mehr oder weniger starken Bewuchs auch biologisch günstig aus (was im mainfränkischen Weinbaugebiet längst gewürdigt wird). Wenn auch die moderne Weinbautechnik zur

rationellen Bewirtschaftung größere Flächen braucht, sollten doch nicht in reiner, wahrscheinlich auch finanziell nicht zu verantwortender Perfektion (totales „Saubermachen“ als Selbstzweck) restlos alle Riegel entfernt werden. Einzelne Steinriegel sollten als willkommene Unterbrechungen der reinen Rebflächen stehenbleiben, keineswegs nur aus landschaftlichen Gründen, sondern auch klimatisch und biologisch gesehen und damit im Interesse des Weinbaus selbst. Einzelne Steinriegel liegen so gut (Bild 6) und wirken sich so günstig aus, daß man sie in einer biologisch ausgewogenen Weinbaulandschaft schaffen müßte, wenn sie nicht schon da wären und in die neue Weinbaulandschaft übernommen werden könnten.

In das Bild unserer Historischen Weinberglandschaft gehören auch die „Weinberghüterhäuser“, „Wengertschützenhäuser“; es sind die schon aus dem Mittelalter bekannten, offenen, meist mit einem Loch zum Abzug des Rauchs ausgestatteten Hütten, in denen, wenn die Trauben „zeitig“ sind, „der Wächter in den Weingeländen wacht“ (Rilke). Doch bleibt der Wengertschütz, der überhaupt seine Romantik fast ganz verloren hat, in der Regel heute nicht mehr über Nacht draußen in seiner „Hut“. Die allenthalben im historischen Weinbauraum des Neckarlandes noch vorhandenen, vielfach aus dem 18. und beginnenden 19. Jahrhundert stammenden Schützenhäuser haben aber nicht nur eine ansprechende, mitunter sogar stilistische Form (die regional verschieden ist); entscheidend ist, sie stehen entweder unten am Eingang der Weinberghut oder oben auf der Höhe, so, daß der Schütz den ihm anvertrauten Raum übersehen konnte. Manche der Hütten sollten nicht nur als gefällige kleine Kulturdenkmale der Historischen Weinberglandschaft, sondern vor allem auch als Akzente der zwangsläufig eintönigen bereinigten Weinbauflächen erhalten bleiben. Um die Hütte muß ein kleiner Raum für Buschwerk, eine Quitte oder dergleichen freibleiben. Selbstverständlich bringt die Erhaltung einer solchen einzelnen Hütte für die Planierung (Bagger!), die Vermessung, u. U. auch die Wegeführung Schwierigkeiten, aber solche müssen eben hingenommen werden, wenn man überhaupt die entstehenden neuen Weinbauräume landschaftlich und inhaltlich etwas gestalten will. Als Beispiel zeigt Bild 7 das Weinberghinterhaus am Fuß des Michelsbergs bei Clebronn.

Zur „Eigenart“ (um einen Fachausdruck des Naturschutzrechts zu gebrauchen) der Historischen Weinberglandschaft gehören auch die „Weinberghäuschen“. Es sind natürlich wirkliche, mit dem Weinbau

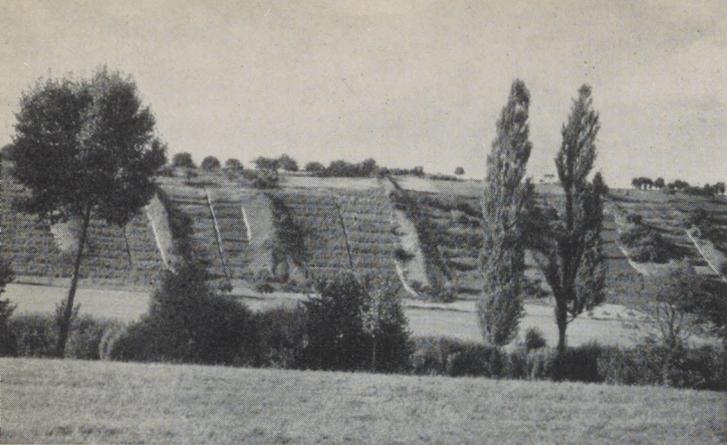
verbundene „Geschirr- oder Gerätehütten“ gemeint und keine nur „zum Aufenthalt weinbergfremder Menschen dienenden“ Gartenhäuser oder Wochenendhäuser. Locker sind die regional typenmäßig gestalteten Weinberghäuschen über die Rebhänge unserer historischen Weinberghänge gestreut, sie geben ihnen lebendige Gliederung und Tiefe. In den großen bereinigten Weinbauflächen wird es keine „Weinberghäuschen“ mehr geben, dafür sammeln sie sich mitunter wie Straßenzüge in unerfreulicher Weise am Rande der umgestellten Flächen an.

2. *Der biologische Inhalt der Historischen Weinberglandschaft*

Neben dem bestimmenden Mauerwerk gehört zu unserer alten Weinberglandschaft ein reicher biologischer Inhalt, der den besonderen Verhältnissen des Raums entspricht und mit dem Weinbau alten Stils ursächlich und innerlich verbunden ist. Auch der biologische Inhalt ist in doppeltem Sinne historisch. Vor der Anlage der ersten Weinberge waren, wie man aus Reliktpflanzen und den ganzen natürlichen Gegebenheiten schließen kann, die Südhänge der Keuperstufe und der Muschelkalktäler mit Steppenheide-Gemeinschaften bedeckt und wahrscheinlich nur beweidet. Durch die Rebkultur wurde die ursprüngliche Pflanzenwelt der Hänge weitgehend verdrängt, konnte sich aber auf kleinen Restflächen zwischen und am Rand der bebauten Weinbergstücke halten; immer bereit und imstande, ihren angestammten Raum zurückzuerobern (was sie auf manchen vom historischen Weinbau selbst geschaffenen Kleinräumen, Rainen, Böschungen, Hohlwegen auch getan hat). Durch den Weinbau selbst entstanden zunächst auf dem größten Teil der einstigen Steppenheidehänge neue, bezeichnende Lebensräume, vor allem die Hackfruchtfläche des bearbeiteten Weinbergs und das Mauerwerk. Zusammen bildet die Pflanzenwelt des historischen Weinbergs ein Mosaik, in dem sich Kulturflächen (Weinberge i. e. S.) mit zugehörigen eigenen Hackfruchtgesellschaften und Naturflächen mit Steppenheideresten, Mauergesellschaften auf das glücklichste und biologisch günstigste durchdringen. Die gesamte Pflanzenwelt der Historischen Weinberglandschaft bildet jedoch keine natürliche „Lebensgemeinschaft“, sondern eine weitgespannte, reiche „anthropogene Biocoenose“, d. h. eine Gemeinschaft, die durch eine bestimmte, gleichbleibende Betätigung des Menschen geschaffen und in einem dauernden Schwebezustand

erhalten wird. Es ist klar, daß eine grundsätzliche Änderung der Betätigung des Menschen, hier der Bewirtschaftungsweise der Rebe, eine solche „anthropogene Biocoenose“ aufs schwerste treffen, ja vernichten muß. Dies geschieht, wenn die Rebflurbereinigungen sich nicht auf das wirklich Notwendige beschränken, biologische und landschaftliche Gesichtspunkte überhaupt nicht berücksichtigen und im Weinbergraum in technischer Perfektion einfach alles „saubermachen“; als Endergebnis entsteht dann an Stelle einer reichen, biologisch gesunden und schönen Weinbaulandschaft die nackte, inhaltslose, völlig abbiologische Großplantage ohne jede landschaftliche Kontur, die Rebensteppe.

Auf die einzelnen Teilräume der biologisch so reichen Historischen Weinberglandschaft und ihre Pflanzen wird hier nur andeutungsweise und insoweit eingegangen, als diesen besondere landschaftliche oder biologische Bedeutung zukommt. Zunächst ist die Pflanzenwelt der eigentlichen Weinbergfläche eine typische Hack-Unkrautgesellschaft, das heißt in ihr fand sich im Lauf der Zeit eine bezeichnende Gemeinschaft von Pflanzen zusammen, die auf die verschiedenste Weise an die regelmäßig wiederkehrende barbarische Bearbeitung mit Karst und Hacke angepaßt sind. Innerhalb des „Verbands der Hack-Unkrautgesellschaften“ (zu dem ja auch der Kartoffel- und Rübenacker gehört) bildete sich im bearbeiteten Weinberg eine eigene Untergesellschaft, die Gesellschaft des Einjährigen Bingelkrauts, die für beste Weinbergböden so kennzeichnend ist, daß nach ihr bonitiert werden kann. Die Gesellschaft enthält anspruchsvollere, südliche Arten, u. a. auch schöne Zwiebelgewächse, wie Wilde Tulpe, Traubenhyazinthen, Vogelmilch, verschiedene Lauche. Die ganze Verunkrautung des Weinbergs ist im übrigen „aus dem Drang der Natur heraus zu verstehen, vielfältige Lebensgemeinschaften zu bilden“ (Ellenberg), und wirkt sich keineswegs nur ungünstig auf den Weinbau aus (aber nicht jede Verunkrautung). Wie wird sich die Unkrautgesellschaft des Weinbergraums durch die nach der Bereinigung zu erwartende intensivere maschinelle Bearbeitung verändern? Wahrscheinlich werden sich über- oder unterirdische Sproßausläufer bildende Pflanzen, die unmittelbar unter der Drahtanlage vom Seilzug nicht erreicht werden, stark vermehren, etwa Ackerwinde, Osterluzei, die schnell wachsenden höheren Arten werden zurückgehen. Stark werden wohl die Nitratpflanzen zunehmen. Verloren aber werden die alten Gewürzpflanzen sein, die im historischen Weinberg an die Zeiten erinnerten, in denen der Wein nur oder über-



5. Steinriegellandschaft im Hauptmuschelkalk; an der Jagst unterhalb von Möckmühl. Ein Teil der Steinriegel ist heute abgetragen



6. Mit Steppenheidegesträuch bewachsener Steinriegel im Glemstal



7. Altes Weinberghüterhaus am Fuß des Michelsberg bei Cleebromm

wiegend als „Würzwein“ getrunken wurde; der Fenchel, der Gebräuchliche Salbei, der Wermut, die Weinraute. Die letzten drei sind typisch mediterrane Halbsträucher, die der mechanischen Bearbeitung des neuen Weinbergs im Wege stehen. Landschaftlich haben aber zwei Halbbäume bzw. Großsträucher in den und um die eigentlichen Kulturfleichen unserer Historischen Weinberglanschaft besondere Bedeutung: der Pfirsich und die Quitte (Bild 8 und 9). Beide erhalten sich in dem Raum durch Aussaat selbst, sind also „Vollbürger“ der alten Weinberg-Gemeinschaft, im zeitigen Frühjahr der Pfirsich rosa aus den Rebhängen schäumend, die Quitte mit weißen Blüten übersät, im Herbst mit goldenen Früchten. Keine andern Gewächse des historischen Weinbergraums erinnern mit ihrer ganzen „Tracht“, mit ihrem Blattwerk und sperrigen oder schirmartigen Wuchs so an südliche Wanderfahrt wie Pfirsich und Quitte. Welcher landschaftliche Verlust wäre es, wenn diese beiden Halbbäume ganz aus unserer Weinbaulanschaft verschwinden würden!

Mit der Beseitigung des Mauerwerks der Historischen Weinberglanschaft verliert die Mauergesellschaft des Weinbergs zwangsläufig den größten Teil ihres in Jahrhunderten gewonnenen extremen Lebensraums. Es wurden eingangs schon Zahlen genannt, die die tatsächliche Größe des Mauer-Areals erkennen lassen. Allen Pflanzen dieser weit verstreuten Gesellschaft ist gemeinsam, daß sie gegen die Verbrennungsfahr am Stengelfuß geschützt sind, da bei fast senkrecht einfallender Sonnbestrahlung unmittelbar über der Mauerfläche Temperaturen bis zu 70° auftreten. Die Mauerbewohner schützen sich auf verschiedenste Weise, Polster-, Rasen- und Rosettenwuchs, wasserspeichernde Fettblätter, Verholzung, Milchsaft usw.; viele sind „Ameisenwanderer“, ihre Samen werden von den im Trockenmauerwerk lebenden Ameisen in die Ritzen verschleppt. Südländische Zuwanderer wie das hübsche Zimbelkraut (Bild 12) sind eingestreut, zu diesen gehören an günstigen Stellen als längst eingebürgerte „Gartenflüchtlinge“, das Große Löwenmaul und der Goldlack. Zusätzlich enthält die Mauergesellschaft unseres Weinbergs allenthalben auch noch einige bezeichnende „Gäste“ (vom Weingärtner oder dessen Frau selbst eingebracht und geduldet), die das Lebens- und Landschaftsbild des Weinbergraums bereichern. Zu nennen sind die Pfingstnelken, deren rosa Blütenpolster über die Mauern hängen, und die dickfleischigen Rosetten der Hauswurz.

Zusammen mit der Mauerflora und -fauna, deren biologische Bedeutung nicht übersehen werden darf,

ist für die Historische Weinberglandschaft des Neckarlandes eben die ungemaine Durchdringung des gesamten Weinbergraums mit natürlichen fast ausschließlich der „Steppenheide“ zuzurechnenden Pflanzengesellschaften bezeichnend; die vorübergehenden Schutt-Unkrautgesellschaften des Raums seien hier übergangen. Sei es daß nie kultivierte wirkliche Restflächen der ursprünglichen Steppenheide vorliegen (vor allem im Muschelkalk), sei es daß die ursprünglichen Bewohner des Raums besiedelbare Teile der Weinbaufläche erobert haben, wie die vielen Raine, Böschungen, Absätze, Steilhänge, im Keuper die tief eingeschnittenen alten Hohlwege (Bild 13) und die Mergelgruben, in denen die Weingärtner früher das Material zum „Mergeln“ ihrer Weinberge gewannen. Verhältnismäßig selten sind Flächen des „Volltrockenrasens“ (mit Küchenschelle, Berg- und Goldaster), meist liegt „Halbtrockenrasen“ mit reicher Flora vor; er steht in fließendem Übergang zu dem für den Weinbergraum so charakteristischen „Steppenheidegebüsch“ (Trockenbusch) und über dieses zum natürlichen Endglied der Gesellschaftsentwicklung des Raums dem „Steppenheidewald“. Ein Endstadium, das im Weinbergraum begreiflicherweise durch den Weingärtner gebremst wurde.

Das Spektrum der gesamten Steppenheidefragmente zwischen und an den eigentlichen Weinbergflächen wird durch ost-kontinentale, an Trockenheit und Wärme angepaßte Arten mit einigen südlichen Einsprenglingen bestimmt. Der Reichtum der Flora, der ja den landschaftlichen, biologischen Reichtum der Historischen Weinberglandschaft ausmachte, soll nur mit einigen besonders charakteristischen Arten angedeutet sein: Blutroter Storchschnabel (Bild 14), Gefranster Enzian, Ästige Graslinie, Weidenalant, Deutscher Ziest, Karthäuser- und Felsen-Nelke, Mannstreu, Pfirsichblättrige Glockenblume, Ebensträußige Wucherblume, Hirschwurz und viele andere. Hinzu kommen die Sträucher, voran Schlehe, Hartriegel, Liguster, ferner Wolliger Schneeball, Wildbirne, an 10 verschiedene Wildrosen von der niederen großblumigen Samtrose bis zur Weinrose mit ihrem duftenden Laub (Bild 25). Geradezu landschaftsbestimmend sind in vielen Teilen des Weinlands am Neckar zwei aus dem Mittelmeerraum stammende, längst eingebürgerte Schwertlilien (Deutsche Schwertlilie und Holunderschwertlilie), die, mit ihren dicken Wurzelstrünken vorzüglich an den trockenen Standort angepaßt, mitunter ganze Rebhänge durchsetzen (Bild 15). An einzelnen Stellen birgt die Steppenheide unseres historischen



8. Pfirsich aus Selbstsaat im Historischen Weinberg



9. Quitte aus Selbstsaat im Historischen Weinberg



10. Typischer alter Weinberg mit bergseitiger, bewachsener Stützmauer im Keuper



11. Mit Mauerpflanzen (Acker-Hornkraut und Zypressen-Wolfsmilch) bewachsene Weinbergmauer im Keuper



12. Zimbelkraut an Muschelkalk-Mauern



13. Typischer Hohlweg der historischen Keuper-Weinberglandschaft mit reicher Trockenbusch-Flora

Weinbergraums auch noch einige Kostbarkeiten der Steppenheide wie die Große Anemone (Bild 16), die Edelschafgarbe, die Chondrilla und von Orchideen Riemenzunge (Bild 24), Purpurknabenkraut, Händelwurz u. a. Es sind meist durch die Naturschutz-VO „vollständig geschützte Pflanzen“. Es muß einfach selbstverständlich und Pflicht der Allgemeinheit gegenüber sein, solche Standorte bei Bereinigungen zu berücksichtigen und in möglichem Umfang zu erhalten. Auch wenn dadurch einmal eine Bereinigung nicht so perfektioniert durchgeführt werden kann wie sonst. Hier liegt das größere öffentliche Interesse eindeutig auf seiten des Naturschutzes.

Was aber geschieht wirklich? Im mittleren Stromberg ist bei Schützingen auf steilem Keuperhang (Bunte Mergel und Unt. Stromberg-Stubensandstein) eine Reb-Flurbereinigung im Gange (Bild 17). Ganz oben hatte die abenteuerliche Riemenzunge ihren letzten Standort im Weinbaugebiet des Neckars, ja im Unterland überhaupt (Bild 24). Mit Recht war der Standort bei der ersten Planung der Bereinigung ausgeschieden worden (es *wußten* also alle Beteiligten um die Sache); es war vorgesehen, das kleine Stück als Naturdenkmal in Staatsbesitz zu überführen. Plötzlich verlautete, es müsse doch „bereinigt“ werden. Einspruch des Kreisbeauftragten; Zusicherungen, schließlich ohne weitere Benachrichtigung der Naturschutzbehörde doch Vernichtung! Ganz abgesehen davon, daß dieser „perfekte Pflanzenmord“ allen Beteiligten keine Ehre macht, fragt man sich, was hat eigentlich die „Mitwirkung“ des Naturschutzes für einen Sinn, wenn solches geschieht? Soll etwa die Naturschutzbehörde mit Sicherstellungen und ähnlichen Maßnahmen gegen das Flurbereinigungsamt vorgehen (was hier angebracht gewesen wäre)? Natürlich wird die Notwendigkeit der Vernichtung des Orchideenstandorts irgendwie begründet werden. Wenige Meter westlich des Standorts ist aber ein Weinberg von der Bereinigung nicht mehr erfaßt worden; der Wuchsort hätte erhalten werden können. Und wenn die Einfügung in die Bereinigung kleine Schwierigkeiten gemacht hätte, so hätten sie eben hingenommen und technisch gemeistert werden müssen. Hier war eben einmal das „öffentliche Interesse“ des Naturschutzes größer als das Interesse des Weinbaus an einer völlig perfektionierten Bereinigung. In solchen Fällen muß eben auch die Landwirtschaft Opfer bringen.

Man kann im übrigen die Frage der totalen Verödung der neu entstehenden reinen Rebenplantagen auch einmal ganz einfach ansehen. Die natürlichen Verhältnisse bedingen, daß im Weinbaugebiet des Neckars, vor allem am Rande der Keuperberge innerhalb der Rebanlagen, prachtvolle Aussichtswege vorhanden sind und auch wieder entstehen werden. Die meisten Weinbaugemeinden legen Wert auf Besucher, Fremdenverkehr, und preisen in ihren Falt-

blättern „schöne Weinbergwege“ an. Nun, die Aussicht wird bleiben; ist ein Gang auf der sauberen, gekandelten Asphalt- oder Betonstraße durch die inhaltslose Rebensteppe (Bild 20) aber wirklich noch „schön“ und erlebnisreich? Wenn nirgendsmehr Rosen, Beersträucher und Blumen sind, wenn der Vater seinen Kindern weder eine Eidechse noch einen Mauerfuchs, noch einen Goldraubkäfer zeigen kann? Wenn einfach nichts mehr zum Erleben da ist? Sollten nicht auch gerade die Bürgermeister besorgt sein, daß ihre Weinberge nicht nur durch und durch rationalisiert werden, sondern zugleich einigermaßen „schön“, d. h. inhalts- und erlebnisreich bleiben?

Zudem bringt die in den Großplantagen durchgeführte völlige Naturverdrängung auch Nachteile und Gefahren für den Weinbau selbst.

II. Gestörtes biologisches Gleichgewicht in der reinen Rebenplantage

Die Historische Weinberglandschaft war durch den Terrassenbau im Neckarraum zwangsläufig kleinflächig und die mehr oder minder kleinen eigentlichen Kulturterrassen der Rebe wurden weitgehend durch bewachsene Mauern, Raine, Hecken mit reicher natürlicher Flora und Fauna voneinander getrennt und begrenzt. So war unsere Historische Weinberglandschaft noch wirklich eine „Landschaft“, in der die biologischen Nachteile des Monokulturbetriebs auf den einzelnen Rebenstücken weitgehend ausgeglichen wurden. Die Historische Weinberglandschaft blieb so im ganzen eine biologisch gesunde Landschaft (und damit in ihrer Art zugleich auch schön). Die großflächige reine Rebenplantage ist keine Landschaft mehr, sondern nur eine Monokulturfläche, ein Nutzpflanzen-Kollektiv von landschaftlichen Ausmaßen und weder gesund noch schön.

Es ist längst bekannt, daß mit der Größe der Monokulturflächen die Schädlingsgefährdungen zunehmen, und gerade für den Weinbau hat *Stellwaag* schon 1943 ausdrücklich festgestellt, daß sich die Schädlingskatastrophen „erst mit der Verdichtung der Rebanlagen häuften“. Derselbe Autor kennzeichnete die entsprechende biologische Situation in der Reben-Großplantage so:

„Vom biozönotischen Standpunkt aus ist die in Deutschland bevorzugte Art des Weinbaues eine auf eine reine Nützlichkeit abgestellte Kulturart, die nicht als geordnete Lebensinheit bezeichnet werden kann. Ein Extrem ist verwirklicht: Es gibt nur eine Nährpflanze und wenige Parasiten, die in ungestümem Vermehrungsdrang als Ertrags- und Bestandsverderber ihren Wirt zu er-



14. Blutroter Storchschnabel im Steppenheide-Saum des Historischen Weinbergs



15. Schwertlilien in den Historischen Weinbergen



16. Große Anemonen auf den Rainen der alten Weinberglandschaft



17. Die Reb-Flurbereinigung Schützingen nach Einebnung der alten Weinberge. Sehr steiler Keuperhang, Erosionsrinnen



18. Biologisch reiche, unbereinigte Weinberglandschaft des Strombergs (die Mauern sind auf der Aufnahme nicht zu erkennen). Ähnlich hat der Schützingener Berg (Bild 17) vor der Bereinigung ausgesehen



19. Die Häfnerhaslacher Weinberge nach der Totalplanung (Ausschnitt). Statt der lebendigen, inhaltsreichen Weinberge, die einen hübschen Hintergrund für das Dorf abgaben, ein totplanierter monotoner Hang. Auf der Fläche steht in Riesenbuchstaben „Trinkt Wein!“

drücken streben. Hier liegt keine reiche Vergesellschaftung einer großen Anzahl von Gliedern vor (wie im ‚Historischen Weinberg‘ Verf.), sondern lediglich ein einförmiges Feindverhältnis einzelner Organismen. Ein derartig weniggliedriges Gefüge ist von sich aus nicht lebensfähig und bedarf ständiger, mühseliger und kostspieliger Pflege.“

Zu denken gibt auch, daß nach Pressemeldungen in jüngster Zeit Insekten in den Weinbauflächen als „Rebschädlinge“ aufgetreten sind, die vorher als solche nicht bekannt waren. Das vermehrte Auftreten von Schädlingen im Weinberg, denen keine natürlichen Feinde mehr gegenüberstehen, zwingt zu immer stärkerem Einsatz chemischer Mittel und Gifte. Wenn auch angegeben wird, daß sich manche besonders gefährlichen Gifte wie das Estermittel E 605 in verhältnismäßig kurzer Zeit zersetzen, so wird eben doch der Boden zunehmend mit Fremdstoffen angereichert, und niemand kann sagen, wohin das in 40 oder 50 Jahren führen wird. Schon jetzt gibt es Weinberge, die als Rückstand der Kupferspritzmittel so viel Cu enthalten, daß die Rebstöcke kränkeln. Hinzu kommt, daß alle Insekten-Schädlinge gegen die Bekämpfungsmittel immer neue resistente Rassen entwickeln. Das zwingt wieder zu immer stärkerer Dosierung und Konzentration der Mittel; erst spritzte man im Weinbau E 605, dann E 605 forte. Vielleicht wird auch noch fortius und fortissimum kommen? Ernsthafte Forscher sind überzeugt, daß einmal eine erfolgreiche Bekämpfung von Insektenschädlingen mit chemischen Mitteln überhaupt nicht mehr möglich sein werde. Was dann? Vielleicht wird dann eine Bekämpfung der Rebschädlinge mit den natürlichen Kräften des Raums auch nicht mehr möglich sein, da mit den nichtspezifischen, d. h. alle Insekten tötenden Kontaktgiften wie Gesarol oder E 605 dann auch alle Nützlinge ausgerottet sein könnten. Auch wenn man diese und ähnliche Fragen nicht dramatisieren will, so viel ist gewiß, daß die biologische Seite bei den heutigen großflächigen Rebflurbereinigungen überhaupt nicht gesehen oder gar berücksichtigt wird. Auf einen entsprechenden Hinweis des Kreisbeauftragten wurde schlicht erklärt: „Um solche Fragen können wir uns nicht kümmern, wir haben die Landschaft in Ordnung zu bringen.“ „Ordnung“ bedeutet in diesem Fall vollständige Nivellierung und Entleerung der Landschaft. Und das ist eben der Grundfehler dieser Rebflurbereinigungen, daß sie ausschließlich technisch gedacht und durchgeführt werden, zum Schaden der Landschaft und des Weinbaus selbst.

Wenn dem Verf. bei dem vergeblichen Versuch, eine Hecke in einer Bereinigung zu retten, entgegengehalten wurde: „Ach, was sollen denn die paar Vögelchen, die in der Hecke sein können.“ So handelt es sich ja nicht um die einzelne Hecke allein; zudem enthält das Gebüsch zahlreiche Nutzinsekten, Raupenfliegen, Schlupfwespen, Florfliegen, Spinnen, Marienkäfer, Raubkäfer usw., die als Feinde der Rebschädlinge mindestens ebenso, wenn auch weniger sichtbar, wirksam sind wie die Vögel. Selbstverständlich darf man keine Wunder erwarten. Mit den abiotisch, klimatisch bedingten Massenvermehrungen der Schädlinge (Gradationen) können die Vögel nicht fertig werden; in Katastrophenjahren kommt man ohne massierten Einsatz von Giftmitteln nicht aus. Die stetige, regulierende Niederhaltung der Schädlinge durch die Heckenbewohner wird übersehen.

Das merkwürdige ist, daß die Erhaltung und erst recht die Neuanlage von Hecken im und am Weinbergraum fast stets auf den Widerstand der Weingärtner trifft (auch sonst in der Landwirtschaft). Voran steht die Behauptung, der zur Zeit der reifen Trauben mit Recht gefürchtete Star niste in den Gebüsch; der zudem besonders nützliche Star brütet nicht in Gesträuch, und die im Herbst so verheerend einfallenden Starenschwärme setzen sich zum größten Teil aus „Wanderstaren“ zusammen, die aus andern Gegenden stammen. Unausrottbar ist auch die summarische Meinung, es wandere „Ungezieferei aus den Hecken in die Weinberge ein“; das Gegenteil ist der Fall, und die Rebschädlinge sind ja auf die Rebe spezialisiert. Von den sonstigen günstigen Auswirkungen der Hecken ganz zu schweigen. „Die biologisch gesunde deutsche Landschaft ist eben eine Heckenlandschaft“ (A. Seifert), in der Historischen Weinberglanschaft des Neckarlandes war sie weitgehend verwirklicht.

Auch die in diese historische Weinbaulandschaft so reizvoll eingestreuten Pfirsiche und Quitten, deren landschaftliche Bedeutung schon hervorgehoben wurden, erfüllen zusätzlich eine biologische Funktion. Sie dienen den Singvögeln, die sich aus Furcht vor den Raubvögeln nicht über größere freie Flächen wagen, als Stützpunkte. Daher empfahl schon 1911 Schwangart für zusammenhängende Rebflächen sogar geplante „Vogelstraßen“ mit „einzelnen Kleinbäumen“ in der Weinbergfläche, die die Verbindung zu den Gehölzen am Rande der Fläche herstellen sollten.

Mit einigem Recht wird freilich eingewandt, daß solche und ähnliche biologische Sicherungen im



20. Mitten in den perfekten Rebenplantagen der Heuchelberger Warte. Die weißen Streifen oben links sind keine Absätze, sondern zusammengerechtes Stroh. Das Gelände ist noch verhältnismäßig bewegt. Die alte Weinberglanschaft war ungewöhnlich reich



21. Charakteristischer Steppenheidestreifen zwischen Wald und Weinbergen im Keupperraum (vom Waldrand gegen die Weinberge gesehen). Orchideenstandort, Steppenheidebusch, angeflogene Forche, dahinter Weinberghüterhaus, Kirschbäume. Wahrscheinlich zerstört



22. Blühende Kirschbäume zwischen Wald und Weinberg im Zabergäu (Keuper)



23. Total bereinigter Gipskeuper-Hang mit perfektionierter Wasserstafel. Ausschnitt aus großer Fläche

Weinbaugebiet des Neckars nicht überall unbedingt notwendig seien, da der Rebanbau sich ja auf die beiden „Bänder“ der Stufenlandschaft beschränke. Aber wir haben, vor allem im Keuper, auch große zusammenhängende Rebflächen; die „Bänder“ sind nicht überall schmal und wo liegt die Grenze, an der die günstige Einwirkung der Umgebung aufhört (eine leere Ackerfläche kann sich überhaupt nicht biologisch günstig auf angrenzende Weinberge auswirken).

III. Die Durchführung der Rebflurbereinigungen

Am Anfang der Rebflurbereinigung steht der „Bagger“, die Planierdrape. Präsident Haag vom Württ. Weinbauverband hat zwar einmal gesagt, daß der Bagger an der Zerstörung unserer ererbten Weinberglandschaft „nicht schuld sei“, vielmehr erfordere die wirtschaftliche Sicherung des Weinbaus die völlige Umstellung der Rebflächen. Tatsächlich wäre schon die überall sichtbar werdende totale Einebnung der Historischen Weinberglandschaft ohne die modernen Großraumgeräte, die die steilsten Hänge kreuz und quer befahren können, gar nicht möglich. Dabei liegt von vornherein im Wesen des Baggerbetriebs eine Tendenz zur vollkommenen (und zugleich bequemen) „Perfektion“. Man ist hemmungslos begeistert, wie der Mensch, d. h. in Wirklichkeit die Maschine, heute mit der Natur fertig werden kann; je schwieriger die natürlichen Verhältnisse sind, desto mehr spornen sie den tech-

nischen Ehrgeiz an, steigern sie das technische Selbstbewußtsein. Wenn die Bagger in den Weinbergen in Fahrt sind, gehen wohl auch die Lehrer mit den Kindern hinaus und die Kinder finden es herrlich, wie es poltert, wie es kracht, wie der ganze biologische und kulturelle Inhalt ihrer alten Weinberge umgedreht und aufgeräumt wird. Als „Ideal“ der Bereinigung ergibt sich schließlich nach Ausgleich jeder Geländebewegung und des Gesamtgefälls eine völlig einheitliche schräge Fläche (Bild 17 und 19). Man sage nicht, daß die beiden Bilder die Bereinigungen zu einem besonders ungünstigen Zeitpunkt zeigen würden; die kahlen Flächen würden ja wieder bepflanzt. Freilich werden die Schutthänge dann wieder grün sein, aber sie werden in ganzer Länge eine gleichmäßige, langweilige, durch die Rebzeilen quergestreifte Plantage bilden, die in keiner Weise in die umgebende Landschaft eingeführt und eingefügt ist. Irgendwelche Versuche zur nachträglichen Gliederung und Belebung sind nicht mehr möglich.

Da die Bagger tatsächlich imstande sind, „Berge zu versetzen“, tun sie das auch. Damit greifen sie so tief in die natürliche Morphologie des Landes ein, daß sich nun schon das Geologische Landesamt zu sorgen beginnt. Am schwersten wird die Keuperlandschaft mit ihren modellierten Hängen und vorgelagerten Rebhügeln von der totalen Einebnung betroffen; die vielzitierte Verszeile Hölderlins „Seliges Land! Kein Hügel in dir wächst ohne den Weinstock“ wird wohl in Bälde nur noch eine geschichtliche Reminiszenz sein.

Man müßte sich bei der Planung der Bereinigungen von Anfang an *auch* der Verantwortung gegenüber der Gesamtlandschaft bewußt sein und fragen, wie weit müssen wir mindestens in das natürliche Relief und das Gefüge der Landschaft eingreifen, um unsere wirtschaftlichen Absichten zu verwirklichen? Die gesamte zu bereinigende Fläche muß doch keine total einheitliche plane Fläche sein. Wenn die für eine rationelle Bewirtschaftung erforderliche Größe von Teilflächen erreicht ist, kann man die Gesamtfläche doch mit diesen aufgliedern, etwa durch seitliche Aneinanderreihung in Terrassen nebeneinander, durch seitliche Absätze, oder bei hohen Hängen durch Aufteilung in übereinanderliegenden Terrassen (Stufen). Das wäre eine wirklich gekonnte, landschaftsgemäße Grundlage für die ganze Bereinigung, statt einfach die ganze Fläche zunächst total zu planieren. Daß so etwas möglich ist, zeigt die begrüßenswerte Absicht, bei der in Gang befindlichen Bereinigung der Beilsteiner Weinberge (Land-

schaftsschutzgebiet) den in der Mitte der Hänge durchziehenden Schilfsandstein nicht etwa zu nivellieren, sondern auch im geologisch-landschaftlichen Interesse, herauszuarbeiten und als „Stufe“ zu betonen. Solche und ähnliche Maßnahmen mildern nicht nur die Eintönigkeit der entstehenden großen Rebflächen, sondern bewahren auch das Relief und die Struktur unserer Keuper-Berglandschaft einigermaßen. Der schlimmste Eingriff in die bewegte Keuperlandschaft, das Abschieben der sog. Nasen in die Mulden hinein, wird sich am schwersten mildern lassen. Für die Baggerführer ist es freilich das einfachste, völlig gleichmäßige Flächen zu schaffen.

Bevor die Planierarbeiten losgelassen werden, sollte auch geprüft werden, ob etwas von dem reichen biologischen und kulturellen Inhalt der Historischen Weinberglandschaft in die neue Rebfläche aufgenommen werden kann; nicht um die Historische Landschaft als solche zu konservieren, sondern um den umgestellten Rebflächen den Charakter einer total verödeten, abiologischen und ahistorischen Rebensteppe, soweit möglich zu nehmen; sie naturnäher, gesünder und damit zugleich landschaftlich schöner und erlebnisreicher zu machen. Was hindert denn, zwischen den eigentlichen Wirtschaftsteilflächen im Gefäll einmal Buschstreifen, Absätze, Steinriegel oder gar einen bewachsenen Hohlweg zu belassen (diesen natürlich nicht als Wirtschaftsweg, sondern als Fuß- und Wanderweg, oder auch nur als bewußte biologisch-landschaftliche Zäsur). Die Baggerführer werden freilich an solchen Maßnahmen keine Freude haben; man wird sie schärfstens überwachen und zwingen müssen, die Aussparungen zu beachten. Sonst geht es wie bei der Reb-Flurbereinigung in G., wo die einzige Hecke, deren Erhaltung dem Kreisbeauftragten zugesichert worden war, vom Bagger nachträglich doch umgeworfen wurde. Freilich geht bei derartigen Aussparungen Fläche verloren, die bei perfektionierter totaler Einnebnung der alten Landschaft für die Rebkultur gewonnen werden könnte. Aber die lebendigere Gestaltung und biologische Bereicherung der zu erstrebenden neuen Weinbaulandschaft muß dieses Verlustes wert sein. Man kann sich auch des Eindruckes nicht erwehren, daß bei der technischen Perfektion, mit der die Reb-Flurbereinigungen meist durchgeführt werden, die aufgewandten Kosten mitunter in keinem Verhältnis zum Erfolg stehen.

Dafür ein Beispiel. In der Gemeinde A. wurde ein verhältnismäßig kleiner Weinberghang bereinigt und umgestellt. Genau im Gefäll verlief in der Mitte des Hangs ein natürlicher, rechts und links von lockerem Gebüsch



24. Durch die Reb-Flurbereinigung vernichteter letzter Standort der Riemenzunge in den Weinbergen von Schützingen (Stromberg)

gesäumter Wasserableitungsgraben. Dieser natürliche Graben, der bisher seinen Dienst voll erfüllt hatte, wurde trotz Widerstands der Beteiligten (!) samt seinem Gebüsch eingeebnet und wenige Meter weiter westlich durch einen nackten, sorgfältig gepflasterten Kandel ersetzt. Kosten angeblich 10 000 DM. Der alte Graben war in jeder Hinsicht geradezu ideal; wenn überhaupt notwendig, hätte er mit geringen Mitteln natürlich verbaut werden können. So wird in den Bereinigungen vielfach ohne zwingende Notwendigkeit zugeschoben, planiert, gepflastert, gekandelt, gedolt; wobei sich geradezu eine Angst vor allem was an „Natur“ erinnern könnte, offenbart. Ob so vollendete Wasserstaffeln, wie Bild 23 sie zeigt, immer wirklich notwendig sind, ist zu bezweifeln.

Wahrscheinlich wird sich aber nur verhältnismäßig wenig vom biologischen und kulturellen Inhalt der Historischen Weinberglandschaft in die neuen bereinigten Rebenflächen aufnehmen lassen. Es ergeben sich aber bei der Vermessung und Neueinteilung der bereinigten Fläche an Wegekehren, Gräben, Rändern usw. zwangsläufig kleine Reststücke, sog. Mißformen, die nach Lage, Größe und Form für eine rationelle Bewirtschaftung ungeeignet sind. Diese Kleinflächen bieten sich für die biologische und landschaftliche Bereicherung und Durchdringung der entstehenden Rebenflächen geradezu an. Man kann die Stücke aber nicht einfach liegen lassen; sie würden zwar mit der Zeit von selbst von der Steppenheide besiedelt werden, aber das würde lange

dauern und ginge zudem über unerwünschte Zwischenstadien eigentlicher Unkraut-Gesellschaften (die Steppenheide ist im Weinberg-Raum kein „Unkraut“). Man muß die Reststücke entsprechend bepflanzen. Auf den Kleinflächen könnten auch Pflirsich und Quitte in den neuen Weinbergraum zurückgebracht und in ihm erhalten werden. Bei der Ausscheidung solcher zur Belebung des neuen Weinbau-raums dienender Zwergflächen sollte nicht kleinlich verfahren werden; das (nie erreichbare) Ideal wäre ja, die Fläche planmäßig mit Naturinseln zu durchstellen. Vielleicht empfiehlt es sich auch, diese nicht bewirtschafteten Kleinparzellen ganz oder teilweise in Gemeineigentum zu überführen? Die entstehenden Hecken dürften aber später als Ganzes nicht gerodet, abgehauen oder abgebrannt werden (was ja durch die neuen Naturschutzbestimmungen ohnehin grundsätzlich verboten ist); ein Einzelauszug allzu hoch wachsender Sträucher oder gar Bäume muß selbstverständlich gestattet werden. Man sollte schließlich sogar überprüfen, ob in den schon fertigen Reb-Flurbereinigungen nicht eine nachträgliche Bereicherung durch Ausnützung vorhandener derartiger Kleinflächen möglich ist? Grundsätzlich darf bei derartigen Maßnahmen natürlich in keiner Weise „gegärtelt“ werden. Die Rebflächen sollen ja kein Schrebergarten, sondern eine biologisch reichere Kultur-Landschaft sein.

Schließlich ist bei der Planung der Reb-Flurbereinigungen noch ein eigentümlicher Teilraum unseres Keuper-Weinbaugebiets zu berücksichtigen. Auf der Höhe der Keuperberge steht über den Weinbergen in der Regel Wald. Zwischen den ersten Rebstöcken und dem Waldrand erstreckt sich meist in ganzer Länge ein schmaler Streifen, der an sich zu den Weinbergparzellen gehört, aber sogar auf den Flurkarten durch eine punktierte Linie als „Nichtweinberg“ abgetrennt ist. Sinnloserweise sind diese kleinen Reststücke der Weinbergparzellen vielfach in die „Privatwaldparzellenverzeichnisse“ der Forstämter aufgenommen worden; sie waren aber nie „Wald“ und können auch nie „Wirtschaftswald“ werden, da ja dadurch die ungünstige Randwirkung des Waldes nur wieder näher an die Rebstöcke herangeschoben würde. Wenn überhaupt, so ist dieser Grenzstreifen zwischen Wald und Weinberg nur ganz extensiv mit Beersträuchern usw. bewirtschaftet; meist bildet er ein mehr oder weniger ausgeprägtes Refugium der Steppenheide mit Trockenbusch und angedeutetem Steppenheidewald (Bild 21). In diesem Raum haben aber auch die Kirschbäume, die im Remstal, am Heuchelberg und im Bottwartal

das Frühlingsbild unserer Keuper-Weinberglandschaft geradezu bestimmen, ihren Platz (Bild 22). Was soll mit diesem Übergangsstreifen zwischen Weinbergen und Wald bei den Reb-Flurbereinigungen geschehen? Der befestigte Wirtschaftsweg, von dem aus die bereinigte Weinbergfläche künftig mit dem Seilzug bearbeitet wird, muß natürlich am Rande der Rebfläche verlaufen; dadurch wird der Ödstreifen von den Weinbergen abgetrennt und selbständig. Was soll mit ihm geschehen? Landschaftspflegerisch wäre es das beste, den Streifen bewußt an die Natur zurückfallen zu lassen; damit würde eine in der Entwicklung unserer ganzen Kulturlandschaft liegende Tendenz bejaht, daß das, was im Innern der Kulturflächen durch die Rationalisierung zwangsläufig verloren geht, wenigstens am Rande wieder angesammelt wird und von dort aus als „Frischzelle“ in die Kulturflächen hineinwirkt. Hier bliebe der Steppenheide-Flora und auch den Kirschbäumen (wenn sie auch nicht immer rationell genutzt werden) ein Raum erhalten. Ob man die Gesamtfläche in Gemeineigentum überführt, u. U. sogar als „Nichtwirtschaftswald“ dem angrenzenden Gemeindewald zuteilt oder ob man Teilstücke den Weingärtnern zuweist, deren Weinberge auf der andern Seite des Weges anstoßen, wird zu prüfen sein, wobei im letzteren Fall die Verhältnisse auf dem Ödstreifen bleiben würden, wie sie sind. Eines freilich muß verhindert werden: daß sich auf dem Streifen Wochenendhauskolonien ansiedeln, die auch nicht im Interesse des Weinbaus liegen. Um das wirksam zu verhindern, muß der ganze Streifen (oder der ganze Weinberghang?) unter Landschaftsschutz gestellt werden; wirkliche „Weinberghäuschen“ sind nicht zu beanstanden.

Im Muschelkalk-Gebiet grenzt oben am Rande der Weinbergflächen in der Regel Ackerland an. Um den Abfluß der nach „Strahlungsfrösten“ auf der Hochfläche angesammelten Kaltluft über die Weinberghänge zu verhindern, kann die Anlage eines lückenlosen schmalen Gehölzstreifens am oberen Saum der Weinberge notwendig werden.

Wenn im vorstehenden manche, aber, wie der Verfasser glaubt, im allgemeinen vernünftige und konstruktive Kritik an der seitherigen Durchführung der großen Reb-Flurbereinigung im Neckarland geübt wurde, so darf die Kritik auch nicht mit dem Hinweis abgetan werden, daß die Bereinigungen in anderen Weinbaugebieten Deutschlands auch nicht besser seien. Etwa in der Pfalz oder in Rheinhessen. Aber dort wird keine schöne, biologisch reiche historische Weinberglandschaft zerstört; in dem über-

wiegend ebenen Gelände wirken sich zudem sogar radikale Eingriffe von vornherein landschaftlich viel weniger aus. Zudem versucht man sogar, nachdem manche Schäden eingetreten sind (z. B. Verwehungen der leichten Tertiärsande), neuerdings die totale Öde der dortigen Rebensteppen nachträglich etwas anzureichern. Überhaupt kann etwas, das sogar unter ganz andern Verhältnissen schlecht ist, nicht zum Vorbild für unsere Landschaft genommen werden.

Der Ausgleich zwischen den Forderungen, die der Natur- und Landschaftschutz *auch* an den Weinbau stellen *muß*, und den im wesentlichen rein technisch denkenden und fühlenden Bereinigungsvertretern wird aber immer schwierig bleiben. Praktisch ist die gesetzlich vorgeschriebene Mitwirkung der Kreisbeauftragten an den Reb-Flurbereinigungen meist nicht mehr als eine Farce. Die Kreisbeauftragten erreichen so gut wie nichts, und was ihnen zugesagt wurde, wird nicht gehalten (wofür Beispiele angeführt wurden). Eine solche Stellung und Betätigung kann den Kreisbeauftragten auf die Dauer nicht zugemutet werden; es wäre richtiger, wenn die Kreisbeauftragten die Reb-Flurbereinigungen, so wie sie meist gemacht werden, nicht durch formelle Zustimmung oder Stillschweigen decken würden. Eine entscheidende Änderung kann nur von oben her erfolgen. Vielleicht durch eine ähnliche Lösung wie bei den Aussiedlungshöfen. Durch eine gemeinsame Verordnung des Innenministeriums und des Ministeriums für Ernährung, Landwirtschaft, Weinbau und Forsten wurden „Leitsätze für die Gestaltung von Aussiedlungshöfen und ihre Einordnung in die Landschaft“ festgelegt, die, für beide Seiten verbindlich, ein gutes Zusammenarbeiten ermöglichen. Könnte ähnlich nicht auch bei den Reb-Flurbereinigungen verfahren werden? Und, wenn überhaupt mit einer besseren landschaftlich-biologischen Gestaltung der zu bereinigenden und schon bereinigten Weinbauflächen Ernst gemacht werden will, muß, jedenfalls für die großflächigen Umstellungen, von Anfang an ein Landschaftspfleger des Naturschutzes zugezogen werden. Der Kreisbeauftragte kann das im einzelnen nicht machen, und an den Bereinigungen sind ohnehin so viel Behörden, Ämter, Sachverständige, Vertreter und Beauftragte beteiligt, daß es auf den Landschaftssachverständigen auch nicht mehr ankommt.

Videant consules . . . Wenn nicht von oben her eingegriffen wird, folgt eben im Herzen unserer Heimat auf die lebendige Historische Weinberglandschaft meist eine reine Rebensteppe.



25. Weinrose im Steppenheide-Gebüsch des Historischen Weinbergs

Literatur: Dornfeld, J.: Die Geschichte des Weinbaus in Schwaben, Stuttgart, 1868. – Gradmann, R.: Weinbau und Landschaft, Württembergische Studien, Stuttgart, 1926. – Linck, O.: Weinberghaus und Weinbergmauer, Schwäbisches Heimatbuch 1938. – Ders.: Baum und Strauch im Weinberg, Schwäbisches Heimatbuch 1939. – Ders.: Die Wengertschützenhäuser, Schwäbisches Heimatbuch 1940. – Ders.: Altes Weinland, Z. Merian 1953. – Ders.: Der Weinberg als Lebensraum, Öhringen, 1954. – Ders.: Das Weinland am Neckar, Thorbecke Verlag, 1960. – Linck, O. u. Schwenkel, H.: Richtlinien zur Landschaftspflege bei Umlegungen (Flurbereinigungen). Merkbl. f. Naturschutz u. Landschaftspflege 4, Eugen Ulmer Verlag, 1949. – Schmitt, C.: Der Weinberg als Lebensgemeinschaft, Quelle und Meyer, Leipzig o. J. – Schuster, F.: Unsere Weinberglandschaften, Schwäbisches Heimatbuch 1934. – Schwangart, F.: Weinbau u. Vogelschutz, Mitt. D. Weinbauverein 6, 1911. – Ders.: Über Rebeschädlinge und -nützlinge, Naturw. Z. f. Forst- und Landwirtschaft, 13, 1915. – Schwenkel, H.: Grundzüge der Landschaftspflege, J. Neumann, Neudamm, 1938. – Stellwaag, F.: Stand u. Krisis der Schädlingsbekämpfung im Weinbau, Z. f. Pflanzenkrankheiten usw. 53, 1943.

Schnitt ins Herz?

Zum Thema Ludwigsburg

Von Walter Kittel

Bei der lebhaften Erörterung über die im Gang befindliche Umgestaltung unserer Städte, welche sich in früher kaum geahntem Umfang und mit beängstigender Geschwindigkeit vollzieht, nennt man oft die historische und kulturelle Mitte einer Stadt ihr Herz. Das zeigt, daß man das Leben und auch das Wachstum der menschlichen Siedlungen bewußt oder unbewußt mit organischen Vorgängen in Beziehung setzt. Der Vergleich ist sicher richtig, aber er wird oft nicht zu Ende durchgedacht, deshalb geschehen da und dort Dinge, die das Herz einer Stadt überlasten, in Gefahr bringen oder geradezu zerstören. Herztod, Herzinfarkt ist also auch ein Problem des Städtebaues geworden!

Lassen sich Adern beliebig erweitern, wenn immer stärkeres Leben im Herzen einer Stadt pulsieren will? Verlangt der größere Organismus nicht ein größeres Herz? Oder müssen wir uns nicht – nun bewußt auf das sinnlos werdende weitere Ausmalen des Bildes verzichtend – ein größer werdendes Stadtgebilde mit mehreren Zentren vorstellen und schaffen, mit einem neuen Geäder für die neuen, neuwachsenden Pulsströme?

Wenn wir die Bestandteile des Herzraumes der Städte betrachten, so sind es fast immer dieselben: Rathaus und Kirche, jeweils mit zugehörigen Plätzen, oft auch räumlich einander zugeordnet und mit Märkten und Friedhöfen den verschiedensten Stufen und Betätigungen des Lebens dienend. Häufig fügt sich dazu Burg und Schloß, wenn nicht sogar hierin der Anfang und Grund zur größeren Siedlung lag. Auch zu ihnen gehören meist Freiräume zunächst mit Sicherheitsaufgaben, bald aber auch mit dem Zweck von Repräsentation und Schmuck. Fast in jeder Stadt wirkt seit etwa 100 Jahren auch der Bahnhof in das Gefüge des Herzbezirkes hinein. Zu bestimmter Zeit setzte sich das Bestreben durch, mehrere kleine Bahnhöfe, die sozusagen einzelne Endpunkte von Schienenwegen in die Umgebung hinaus waren, zum „Zentral“- oder „Haupt“-Bahnhof zusammenzufassen. In unserem Land wurde diese Tendenz durch das Übergewicht der staatlichen

Bahnen besonders gefördert. So sind die Bahnhöfe und ihre Vorplätze zu ganz bevorzugten Sammelpunkten des Verkehrs geworden.

Die Straßen und Plätze alter Zeit waren in der Regel dem Organismus sinnvoll eingepaßt und erfüllten jahrhundertlang ihre Aufgabe bestens, doch es gibt auch frühe Beispiele dafür, daß sie wegen Überlastung und Überwucherung unbrauchbar geworden, verlassen oder durch neue ersetzt wurden. Wie unglücklich oft die sich rasch erweiternden Bahnanlagen in den Städteorganismus eingriffen und ihn förmlich zerschnitten, ist bekannt.

In all diesen alten Stadtmitten entstand und entsteht nun für unsere Zeit das neue Problem durch den ungeheuer anwachsenden Straßenverkehr – mit und ohne Schiene. Es ist noch nirgends befriedigend und auf die Dauer gelöst. Man möchte eher sagen: Die meisten „Lösungen“ haben unglückliche Zerschneidungen organisch gefügter Stadtmitten ergeben. Besonders schlimm wird es, wenn die Leerräume früherer Marktplätze, Kirchplätze, Schloßplätze, Parkanlagen, Friedhöfe, weil sie in Ebenen oder Tälern liegen, Zug um Zug vom Innenstadt- und Durchgangsverkehr überschwemmt werden, so daß Begräbnisse und Verbreiterungen notwendig werden, welche die Gliederung, den städtebaulichen Reiz und die verhältnismäßige Ruhe und Maßstabbedingtheit dieser Räume Schritt für Schritt aber unrettbar zerstören. Bestenfalls schauen dann die Rathäuser, Kirchen und andere Baudenkmäler und die Standbilder großer Männer auf die fragliche Ruhe von Dauerparkplätzen herab, die bei besonderen Anlässen mit Mühe und Not und Polizei für einen halben Tag ihrer eigentlichen Bestimmung wieder zurückerobert werden müssen.

Es gibt wohl einige Sonderfälle, die dem großen Fahrzeug-Ansturm auf die Dauer standhalten können durch ihre topographisch extreme Lage auf Felskuppen, Landzungen oder echten Inseln. Das gilt zum Beispiel für die Altstadt von Edinburg, für die Akropolis, für einige Plätze in Venedig und Stockholm, für Lindau oder Rapperswil. Aber schon die wunder-

schöne Mitte von Bern ist durch die Längsstraße schwer beeinträchtigt, welche das Altstadt-Plateau über der großen Aareschleife in ganzer Länge durchschneidet. Mit gewissen Einschränkungen könnte man aus unserer engeren Heimat u. a. die Marktplätze und Kirchenterrassen von Hall und Herrenberg, Stadt und Schloß Kirchberg a. d. J. und die Zone zwischen Rathaus, Stadtkirche und Schloß in Tübingen als Innenstadtzonen anführen, die sich durch ihre topographische Lage dem raschfließenden Massenerverkehr sozusagen bewußt verweigern. Es wäre reizvoll, weitere Beispiele zu nennen und ihnen die Fälle anzufügen, wo es gelungen ist, beim Neuaufbau nach dem Krieg wenigstens kleinere Zonen innerstädtischer Freiräume zu erhalten oder neu zu gewinnen. Fußgängerzonen in Kassel, Essen, Kiel, Hannover und München wären zu erwähnen, und Stuttgart wäre wegen der gut gelungenen Verbindung von Anlagen und Schloßgarten und wegen der Schulstraße zu rühmen. Doch ebenso wäre zu bezweifeln, ob es wirklich notwendig und sinnvoll war, in dieser Stadt die Altstadt-Rathaus-Zone und die Schloßzone, welche erst zusammengekommen das eigentliche alte – ach so kleine – Stuttgarter Herzstück darstellen, durch den Planiedurchbruch zu zerschneiden. Große Bedenken sind ja schon während der Entwurfsbearbeitung aufgetreten. Nun ist das Werk im Gang, und jahrelange Vorbereitungen sind selbstverständlich nicht mehr rückgängig zu machen. Aber es erscheint sinnvoll, an diesem Beispiel darauf hinzuweisen, was einer anderen Stadt, die aufs Ganze gesehen ein ähnliches Gefüge aufweist, droht, wenn nicht alle Konsequenzen von vornherein richtig überlegt werden. Gemeint ist Ludwigsburg.

Dort geht es heute um die Frage, ob die Einheit der Stadtgründung Eberhard Ludwigs durch weiteren Ausbau der Stuttgarter und der Schloßstraße zur Verkehrsstraße in ähnlicher Weise zerschnitten werden soll wie das ältere Stuttgart durch den Planiedurchbruch? Die Situation ist so bekannt, daß sie kaum erläutert zu werden braucht. Es soll aber doch im Sinn der obenstehenden Überlegungen kurz geschehen, ohne auf die Stufen des historischen Werdens näher einzugehen.

Der alte Stadtbezirk ist um einen etwa quadratischen, recht stattlichen Marktplatz (1)* als rechteckiges Straßensystem gruppiert. Er hat als südliche Basis heute eine stark befahrene Geschäftsstraße, die Wilhelmsstraße (2), die sich nach Osten als Schorndorfer Straße (3) fortsetzt. Nach Südwesten hin

steht dieses älteste Stadtgebiet über eine diagonal geführte Straße, die Myliusstraße (4), mit dem Bahnhof in Verbindung. Den Gelenkpunkt bildet der langrechteckige Arsenalplatz (5). Östlich wird das alte Zentrum von einer Nord-Süd-Straße (Stuttgarter (6) und Schloßstraße (7)) begleitet, an welche – ursprünglich in ganzer Länge – die Schloßzone anschließt, welche heute nur noch bis zur Schorndorfer Straße reicht. Die Bauten und Parkanlagen sind von Norden nach Süden an einer fast 2,5 km langen Achse aufgereiht. Diese ist zwar im Plan leicht ablesbar, aber optisch von mehreren quergestellten Gebäuden unterbrochen. Eine direkte Achsialbeziehung zur Stadt besteht nicht und war auch nie geplant. Eher könnte man sagen der Schloßbezirk sei selbst als Mitte der Stadt gedacht gewesen, die sich östlich und westlich von ihm gleich entwickeln sollte. Die Durchführung verlief aber von Anfang an ungleich: schon früh hat der Marktplatz mit den Kirchen und später noch der Bahnhof dem westlichen Stadtbezirk ein entscheidendes Übergewicht gegeben. Infolgedessen entwickelte sich hier auch in der Neuzeit die Geschäftsstadt.

Als Bindeglied zwischen der älteren Stadt und dem Schloßbezirk wuchsen die Alleen an der Stuttgarter und Schloßstraße heran; dem Bürger als Erholungsraum und Wandelgang dienend, ebenso wie der Repräsentation des Schlosses. Nebenbei noch eine gute Abschirmung der relativ unausgeformten westlichen Nebenfronten der Schloßbauten. In diesen für ganz andere Zwecke geschaffenen Freiraum zwischen alter Stadt und Schloß, Bestandteil der Mitte und nicht mehr wegzudenkendes Herzstück einer organisch zusammengehörenden Einheit ist nun fast zufällig aber mit der Zwangsläufigkeit ungleicher Entwicklung der plötzlich immens gewachsene Straßenverkehr von Süden nach Norden eingeströmt. Er saust auch heute noch den Berg hinab zum Heilbronner Torhaus (8), als wäre dies nun wirklich eine gut geführte Ausfallstraße, muß sich dann aber vor dem Favorite-Hügel abrupt im rechten Winkel nach West und Ost doch teilen, muß in die Heilbronner Straße (9) und in die Marbacher Straße (10), denn dort ist die alte Regelmäßigkeit ruckartig zu Ende. Man mag einwenden, der Straßenzug sei trotzdem durch seine Geradlinigkeit und Breite dafür geradezu prädestiniert, um so mehr als er im alten Teil nur einseitig bebaut sei und durch Hinzunahme einer oder mehrerer Baumreihen sich beliebig und ganz nach Bedarf verbreitern lasse. Es entstünden dabei nicht einmal große Kosten, da ja wesentliche Teile sowieso in öffentlichem Besitz seien.

* Die Ziffern beziehen sich auf den Luftbildplan S. 183





Das Herz von Ludwigsburg

Erklärung der Zahlen
(im nebenstehenden
Luftbildplan)

- 1 Marktplatz
- 2 Wilhelmstraße
- 3 Schorndorfer Straße
- 4 Myliusstraße
- 5 Arsenalplatz
- 6 Stuttgarter Straße
- 7 Schloßstraße
- 8 Heilbronner Torhaus
- 9 Heilbronner Straße
- 10 Marbacher Straße
- 11 Bärenwiese
- 12 Schillerplatz
- 13 Evangelische Stadtkirche
- 14 Katholische Kirche
- 15 Alleenstraße
- 16 Schützenplatz
- 17 Reithausplatz
- 18 „Schwätzbänke“

Beide Aufnahmen freigegeben vom Innenministerium Baden-Württemberg
Nr. 2/15 346 und 17 568.

Luftbild Albrecht Brugger,
Stuttgart

Dabei wird Wesentliches außer acht gelassen, was seit dem Auftauchen derartiger Planungen schon von verschiedenen Seiten geltend gemacht wurde, aber vom Gesichtspunkt der Gesamtplanung noch einmal unterstrichen werden muß. Schon als kurz nach Kriegsende die B 27 im Raum von Kornwestheim ihre neue großzügige Führung erhielt, wurde von fachmännischer Seite darauf hingewiesen, sie sollte auch gleich im Raum Ludwigsburg zur Entlastung der Innenstadt neu trassiert werden und zwar als großzügige Westumgehung.

Unglücklicherweise unterblieb dies damals; es wurden sogar gewisse Möglichkeiten für die Zukunft verbaut. Immerhin wurde die Schloßumgebung nicht angetastet, so daß die Öffentlichkeit noch nicht alarmiert wurde. Als dann aber Ende 1960 die Absicht bekannt wurde, die Kreuzung der Stuttgarter und Schloßstraße mit der Wilhelm- und Schorndorfer Straße in mehreren Ebenen auszubauen, da sich hier ein gewisser Engpaß ergeben hatte, wurde die Allgemeinheit hellhörig, und es begann ein Kampf um die unversehrte Erhaltung der berühmten Alleen entlang der Stuttgarter Straße.

Zunächst wurden nur die Gesichtspunkte des Denkmalschutzes ins Feld geführt, denn man empfand die geplanten Eingriffe hauptsächlich als Zerstörung einer historischen Gegebenheit. Diese breiten vergasten Baumreihen gehörten als untrennbare Bestandteile zum alten, berühmten Ludwigsburger Schloß.

Bald nahm aber ein weiterer Kreis von Stadtplanern und Verkehrsexperten die Frage auf, inwieweit nicht hier Probleme der Gesamtgestaltung von Ludwigsburg auf weite Zeiten hinaus berührt seien und die vielleicht auf ganz anderem Wege zu einer optimalen Lösung zu führen seien.

Wohl kann auch heute noch die Behinderung, die der Innenstadt- und der Durchgangsverkehr sich an dieser Stelle gegenseitig bereiten, noch nicht als so gravierend angesehen werden, wie es manchmal dargestellt wird. Solche kritischen Punkte sind bedauerlicherweise innerhalb und im Umkreis der Großstädte fast unvermeidlich. Natürlich muß mit der Zeit Abhilfe geschaffen werden, aber jede unüberlegte Kurzschlußhandlung ist zu vermeiden, da sie andere wirklich irreparable Nachteile mit sich bringt.

Die Deutsche Akademie für Städtebau und Landesplanung hielt deshalb die Sache für wichtig genug, durch ihre Landesgruppe Baden-Württemberg zu ihr im Mai 1961 Stellung zu nehmen. Wenn diese Äußerung auch in keiner Weise Detailuntersuchun-

gen ersetzen kann, so vermag sie doch als Gesamtbeurteilung richtungweisend zu sein. Sie hat wohl mit den Anstoß dazu gegeben, daß die Stadt Ludwigsburg sich in den darauffolgenden Jahren Gutachten über ihre Gesamtplanung verschaffte, um die angeschnittenen Verkehrsfragen grundsätzlich bearbeiten und lösen zu lassen.

Die Stellungnahme der Akademie, die zwar kurz gefaßt ist, aber zu ganz eindeutigen Ergebnissen kommt, hat sich über die Bedeutung der Alleen folgendermaßen ausgesprochen:

„Im Schloßbezirk, der baulich lebhaft gegliedert ist, übernehmen die Alleen die Aufgabe, die Raumwände der Freiräume zu bilden. Sie haben viel weniger den Zweck, irgendwo hinzuführen, als die Aufgabe, zusammen mit Teilen der Schloßfassaden die offenen Garten- und Rasenflächen zu begrenzen, sie gegen Wind zu schützen und selbständige grüne Wandel- und Schattenräume zur Verfügung des Fußgängers zu stellen. Diese Aufgabe ist doppelt wichtig. Die anschließende historische Stadt ist sehr dicht besiedelt, hat aber so gut wie keine Gärten und Erholungsflächen. Auch in der unmittelbaren Umgebung Ludwigsburgs ist kaum noch Wald vorhanden. Die einstmals vorhandenen drei Wälder (Lerchenholz, Osterholz und Salonwald) sind weitgehend der Bebauung geopfert worden. Daher ist die unmittelbare Verbindung von Schloßbezirk und Altstadt besonders wichtig.“

Die Allee im Zug der Stuttgarter und Schloßstraße bildet außerdem noch die prächtige grüne Wand, hinter welcher der Schloßbezirk, der keine gestaltete Westfassade hat, sich von der Stadt her als Einheit darstellt. Jeder Eingriff in diese Allee würde deshalb die Gesamtwirkung in unerträglicher Weise schädigen. *Die ‚Fassung‘ der Grünanlagen durch diese Allee und das Schloß ist für die Gesamtkonzeption unentbehrlich.*“

Zur Absicht der Stadt, die Stuttgarter und Schloßstraße als Schnellstraße auszubauen, heißt es in der Beurteilung knapp aber deutlich:

„Die Planung ist nabeliegend, für das Schicksal der Stadt jedoch gefährlich.“

Warum „gefährlich?“ Eben weil diese Planung in der oben angedeuteten Weise eine bis dato erhaltene Einheit, die für Ludwigsburg typisch ist, ja die recht eigentlich den Begriff Ludwigsburg bildet: – Stadt und Schloß in gleichem Zug einander zugeordnet und bewußt zu einer Einheit gestaltet – unwiderbringlich zerschneidet.

Erfahrungsgemäß verlangt dazuhin jede Verkehrsanlage mit der Zeit zwangsläufig Erweiterungen.



Die Allee in der Schloßstraße. Ein Spaziergang unter den mächtigen Baumreihen ist die schönste Erholung für die Stadtbevölkerung
Aufnahme Foto-Röckle, Ludwigsburg

Man kann sich also nie damit trösten, die Eingriffe seien vielleicht gerade noch in erträglichen Grenzen zu halten.

Im Gegenteil: man ist bis heute *schon zu weit* gegangen in den vorläufigen Verkehrsmaßnahmen und muß nun endlich den Entschluß fassen, diese Zerschneidung einer alten Einheit, den Schnitt durch das

Herz von Ludwigsburg bewußt zu vermeiden bzw. rückgängig zu machen.

Auch die bestgemeinten Versuche, Abhilfe für die „Verkehrsmisere“ zu bringen und gleichzeitig die Alleebäume zu erhalten oder zu ersetzen, können nicht befriedigen.

Einen solchen Versuch sehen wir im neugestalteten

Querschnitt der Stuttgarter Straße außerhalb des Stuttgarter Tores. Er enthält allerdings vier Baumreihen, die mit der Zeit sicher beachtlich heranwachsen. Aber sie sind als Einzelreihen zwischen die Fahrbahnen und die Gehwege gestellt, so daß gerade noch die Bürgersteige etwas Schatten davon erhalten. Einen Aufenthalt im Grünen gewähren sie nicht. Die Lösung schließt sich eng an die Formen an, die man z. B. im Ruhrgebiet entwickelt hat, wenn es unvermeidlich war, eine Hauptverkehrsstraße durch ein schon bestehendes Wohngebiet zu führen. Sie kann aber die Allee in ihrer alten Form in gar keiner Weise ersetzen, vielmehr schließt diese Lösung die Gefahr in sich, daß bei weiterem Anwachsen des Verkehrs eben doch wieder die Baumreihen Stück um Stück geopfert werden.

In anderer Form versucht es der Vorschlag der Diplom-Ingenieure Bender und Ritzert (Ludw. Z. vom 3. 5. 1965), der an der Kreuzung Stuttgarter-Schorn-dorfer Straße und bei der Friedenskirche dem Durchgangsverkehr tiefergelegte Fahrspuren anbieten will, auf deren Überdeckung in normalem Straßenniveau der Abbiegeverkehr sich abspielen würde. Es wird nachgewiesen, daß der Verlust an Alleebäumen gering wäre. Aber trotzdem stellt sich die Frage: wann wird man die ganze Hand fordern, nachdem man den kleinen Finger gab? Zudem ist der Kostenaufwand hoch, und die Eingriffe in den Bestand zerstören den Zusammenhang gerade an besonders empfindlichen Stellen. Es werden sozusagen die „Ecksteine“ herausgenommen. Der optische Gesamteindruck leidet, und noch viel mehr leidet die Standfestigkeit der Bäume in der Nähe der neuen Lücken, so daß unter Umständen durch Wind- und Wurzelschaden die anfangs kleinen Lücken sich zwangsläufig erweitern. Auch wenn die Behauptung mancher Gutmeinenden richtig wäre, die Alleebäume seien so überaltert, daß sie sowieso aus Sicherheitsgründen bald beseitigt werden müßten, könnte dies nicht für den Verzicht auf diesen Grünstreifen sprechen. Die Ansichten über den Zustand der Bäume gehen übrigens sehr auseinander. Auch namhafte Forstleute billigen ihnen, sofern keine katastrophalen Ereignisse eintreten, noch manches Jahr zu. Eine Kommission, die im Juni 1965 zu dieser Frage Stellung nahm, hat insbesondere herausgestellt, daß Teileingriffe auf jeden Fall den *ganzen* Bestand aufs schwerste gefährden und deutlich die Erhaltung gefordert. Ob die Bäume einmal, wenn die Zeit gekommen ist, abschnittweise oder Reihe um Reihe ersetzt werden müssen, können wir ruhig der Zukunft und den Fachleuten überlassen. Die Bärenwiese (11) zeigt, wie

man dann Ersatzpflanzungen in die vorhandenen Bestände einfügen müssen.

Auch die Stellungnahme der Akademie wies darauf hin, daß gerade die Alleen ein wichtiger und nicht zu entbehrender Bestandteil des *innerstädtischen Grüns* der Ludwigsburger Altstadt sind.

Wie es in Ludwigsburg mit diesem Kapitel steht, darüber geben die beigefügten Luftbilder deutlichen Aufschluß. Der Bestand ist außerordentlich gering, wenn man bedenkt, wie hoch die Wohndichte dieses Stadtgebietes ist. Man lasse sich nicht täuschen durch den Umfang der Schloßanlagen. Sie sind als die berühmte Attraktion „Blühendes Barock“ in wenigen Jahren weit über unser Land bekannt geworden, aber eben nur mit Eintrittskarte zugänglich, deshalb für den Stadtbewohner nur von sehr bedingtem Wert. Ähnliches gilt vom Favoritepark, der zudem jenseits der nach wie vor unentbehrlichen Querverbindung Heilbronner Straße–Marbacher Straße liegt. Öffentliches, allseits zugängliches Grün weist die Zone zwischen Bahnhof und Schloßgarten so gut wie gar nicht auf. Der Schillerplatz (12) ist durch die Zufahrt vom Bahnhof diagonal zerschnitten, der Arsenalplatz (5) ist zu neun Zehnteln Parkplatz. Der Marktplatz (1) hat seinen Baumkranz um den Brunnen leider schon vor längerer Zeit verloren. Er ist als Parkplatz für die Innenstadt kaum mehr wegzudenken. Drei Linden hinter der katholischen Kirche (14) sind rings von Pflastersteinen umgeben, so daß auch hier kein Platz mehr für eine Ruhebänk bleibt. Auf Gärten im Innern der Blöcke kann bei der notwendigen Innenstadtsanierung, über die weiter unten noch kurz zu sprechen sein wird, kaum zurückgegriffen werden . . . es gibt sie nicht – von verschwindenden Ausnahmen abgesehen. Nur ein kleiner Baumbestand ist als Garten des Ratskellers zu nennen; also auch nicht öffentlich zugänglich; etwas besser sieht es glücklicherweise im Schulbezirk südlich der Alleenstraße aus (15), während dagegen die Silberschule an der Südwestecke des Marktplatzes und der anschließende Kindergarten fast baumlos in die gewerblichen Hinterhöfe eingeklemmt sind. Ebenso kann man auch die winzigen Grüntupfen des nördlichen Altstadtteiles am Schützenplatz (16) und am alten Reithaus (17) kaum als innerstädtische Erholungsanlagen ansprechen.

Es wäre falsch, der Stadt aus der geschilderten Situation einen Vorwurf zu machen. Aber diese Tatsachen sind zu bedenken, wenn man über den geplanten Eingriff in die Allee und seine Folgen spricht. Sie ist eben der schlechterdings unersetzliche Freiraum der Innenstadt-Bevölkerung, das Bindeglied



Blick von Süden in die Alt-Württemberg-Allee des Salonwaldes. Ein solch ursprünglicher Wald mitten in der Stadt darf nicht zerstört werden
 Aufnahme Foto-Röckle, Ludwigsburg

ihrer historisch einzigartigen Teile und gleichzeitig der ideale Bewegungsraum des Fußgängers vom Norden nach dem Süden, wo die Reste des Salonwaldes gleichzeitig die höchste Erhebung und den Abschluß der dichter bebauten Stadtzonen nach dieser Richtung bilden.

Es mag aufgefallen sein, daß in diesem Plädoyer für die Allee die Bezeichnung „Stern“ für die viel besprochene Kreuzung der Ost-West- und Nord-Süd-Straßen bewußt vermieden wurde. Dieses Wort bringt absichtlich oder unbewußt die Assoziation „Stern“ gleich „Étoile“, gleich Zusammenschnitt und Ausstrahlungspunkt von Straßen nach allen Richtungen mit sich. Das Verführerische, aber auch Irreführende solch eines vielverwendeten Wortes erinnert an die psychologische Wirkung von Werbeslogans,

der eine Mehrheit von Menschen sich schlecht entzieht, wenn sie ihr oft genug vorgesagt wurden. In diesem Fall handelt es sich um eine simple Straßenkreuzung, an der zwar unbestrittenermaßen ein Gasthaus mit Namen „Stern“ liegt, der aber keinerlei grundsätzliche Verteileraufgabe zukommt. Die Ecke führt im Volksmund seit alters den echt schwäbischen Namen „Schwätzbänke“(18); so auch zu lesen in dem neuesten Stadtplan des Messungsamtes von 1963. Dieser Name meint genau das, was hier erhalten werden sollte: einen gemütlichen, ruhigen Aufenthaltsplatz im Freien, wo man sich zur Erholung und zum ungestörten Gedankenaustausch und Geplauder zusammensetzen kann. Wer könnte das hier noch, wenn die Straßenausbaupläne verwirklicht würden und der Verkehrslärm stärker und stär-

ker würde? Man muß vieles tun, damit hier und nahe dabei wieder ein Schwätzbänkle am Platz ist, wie es in eine Fußgängerzone gehört!

Da schon das Wort „Étoile“ gefallen ist, noch dies: Der weltberühmte Pariser Rundplatz „Étoile“, um den Arc de Triumphe hat 240 m Durchmesser; er ginge nicht einmal in den Freudenstädter Marktplatz, der 225×225 m mißt. In Ludwigsburg, dessen Marktplatzfläche ohne die Arkaden etwa 80×110 m groß ist, würde das Maß von 240 m etwa von der Ostseite der vierfachen Allee bis zur Turmfront der evangelischen Kirche (13) reichen. Allerdings gibt es einen Verteilerpunkt im Hauptstraßennetz um Ludwigsburg, dem einmal die Aufgabe eines richtigen Sterns zufallen müßte; das ist etwa der Schnittpunkt der heutigen B 27 mit dem Riedgraben.

Damit ergibt sich die Notwendigkeit, kurz das Gerippe der neuen Straßenführungen anzudeuten, welche zur Entlastung der Stuttgarter Straße–Schloßstraße und auch des Querverkehrs Wilhelmstraße–Schorndorfer Straße dringend erforderlich sind. Sie sind ähnlich in der Stellungnahme der Akademie skizziert. Auch wenn die künftige Führung der Bundesstraße von Stammheim–Zuffenhausen westlich der Bahnlinie und östlich Pflugfelden etwa durch die Siemensstraße geführt wird, ist vom Riedgraben her ein Anschluß nach Westen erforderlich. Ebenso wird etwa von hier aus die östliche Umgehung zwischen den Siedlungen Sonnenberg und Grünbühl Anschluß suchen müssen. Weitere Strahlen dieses Sternes zielen im Westen zur Hohenzollernstraße und über die Siegesstraße zur Gänsfußalle, im Osten zur Oststraße–Neckarstraße. Diese letztere Straße müßte den östlichen Zipfel des Salonwaldes unterfahren und könnte, etwa auf der Höhe 308,0 m bleibend, zweckmäßig erst kurz vor der Kreuzung der Friedrichstraße mit der Oststraße wieder ins umgebende Straßenniveau auftauchen. Eingriffe in den Bestand der dort vorhandenen Wohnbebauung müßten im Interesse einer guten Gesamtlösung in Kauf genommen werden.

Wenn man den schon sehr beschnittenen Salonwald überhaupt noch einigermaßen retten will, so kommt weder die Altwürttemberg-Allee noch die Jägerhofallee als Zielrichtung der in dieser Gegend erforderlichen Nord-Süd-Sammlerstraße in Betracht.

Im übrigen sollte dieses Stück ursprünglichen Waldgrüns in seiner Eigenart möglichst erhalten werden. Es ist auch vom naturwissenschaftlichen und vogelkundlichen Standpunkt ein besonders schützenswertes Kleinod im Stadtgebiet. Wenn man aus Sicherheitsgründen Bedenken hätte, ihn so unübersichtlich

und leicht verwildert zu belassen wie er heute ist, könnte man erwägen, ihn mit einem Zaun zu umziehen und bei Nacht gegen lichtscheue Elemente abzuschließen. Die gefiederten Bewohner würden dadurch nicht beeinträchtigt – ganz im Gegenteil. Der auch einmal geäußerte Gedanke, man könnte die nord-südlich zu legende Sammelstraße vom tiefsten Punkt des Geländes in nördlicher Verlängerung der Mühlstraße aus führen und unter dem Ostteil der Schloßanlagen hindurch die Zufahrt zur Marbacher Straße gewinnen, erscheint dagegen zu kompliziert, um so mehr als nördlich des neuen Friedhofs und in der Hangzone am Gensenberg günstigere Möglichkeiten sich anbieten, über den Hungerberghang zwischen Hoheneck und Neckarweihingen hindurch die Straße nach Marbach zu erreichen.

Mit das schwierigste Problem bei der Planung und Ausführung der notwendigen Sammler- und Verteilerstraßen stellt sich im West-Gebiet der älteren Stadt. Dorthinein fließt der vom Bahnhof kommende Verkehr aus erster Hand, während die Bahn selbst eine mehr als eineinhalb Kilometer lange Unterbrechung des regelmäßigen Straßensystems darstellt, mit nur zwei relativ engen Durchlässen. Nördlich der Asperger- und der Lindenstraße ließ sich wegen des hängigen Geländes sowieso der regelmäßige Plan des Anfangs nicht mehr weiterführen. Hier ging die Stadt schon in früher Zeit in Provisorien über; diese ganze Zone ist heute dringend sanierungsbedürftig. Das Verlegen ganzer Komplexe wird sich nicht vermeiden lassen. Mit dem Abbruch der Marstallkaserne hat die Stadt einen richtigen Weg beschritten; das Gelände wird als Parkplatz ausgebaut. Im Endeffekt sollte aber bei der Sanierung auch ein Gewinn an innerstädtischem Grün erzielt werden. Es würde sich mit der Zeit rächen, wenn nur die Forderungen des Verkehrs offene Ohren und finanzielle Berücksichtigung fänden. N. B.: ein mit Baumreihen umpflanzter Parkplatz ist noch kein innerstädtisches Erholungsgrün.

Es zeigt sich übrigens deutlich, daß in der weiteren Ausarbeitung der Details eines „Generalverkehrsplanes“ durch die „Verkehrs- und Industrieplanung“ (VIP), über welche Dr. Leibbrand dem Gemeinderat regelmäßig berichtet, alle wesentlichen Gesichtspunkte zur Ordnung des Verkehrs in ganz ähnlicher Weise angegangen werden, wie es die Stellungnahme der Akademie auch tat. Um so befremdlicher ist es, als Nebenbemerkung immer wieder dasselbe zu hören: daß zunächst und überhaupt „die Stuttgarter und Schloßstraße trotz geplanter Entlastungsstraßen unbedingt ausgebaut werden müsse“ (L. Z. vom

30. 4. 1965). Wenn man an anderer Stelle liest „die Bevölkerung habe sich ja auch anderswo mit dem Beseitigen von Bäumen abgefunden“, so wird man hellhörig für solche Bemerkungen!

Da mit Sicherheit zu erwarten ist, daß nach dem Ausbau eines leistungsfähigen, modernen Netzes von Sammlern, Tangenten und echten Umgehungsstraßen sich der unerwünschte Durchgangsverkehr aus der Stadtmitte ableiten läßt und die Häufungen des Innenstadtverkehrs an ungeeigneten Stellen sich entflechten lassen, dürfen wirklich die Argumente, die gegen das Zerschneiden wichtiger Zusammenhänge sprechen, nicht länger unbeachtet bleiben.

Soll der Fehler früherer Zeit, die im Drang des Wiederaufbaus, überrannt von der neuen Verkehrswelle, die scheinbar einfachste Lösung suchte, fortgeführt und noch verschlimmert werden; jetzt, nachdem man erkannt, hat, daß es ein Fehler war, und wozu werden die kostspieligen und komplizierten Entlastungsprojekte bearbeitet, wenn man an der entscheidenden Naht- und Verbindungsstelle, an deren Problematik sich die ganze großzügige Zukunftsplanung entzündet hat, weiterwurstelt!

Man verzeihe dieses derbe und deutliche Wort, denn es bezeichnet unverblümt das, was man einer Stadtverwaltung später vorwerfen würde, wenn sie zu einem Zeitpunkt, wo schon ernstlich die Durchführung von Umgehungs- und Entlastungsstraßen ins Werk gesetzt wird und Zusagen der höheren und höchsten Verwaltungsstellen, welche die Dringlichkeit erkannt haben, vorliegen, am neuralgischen Punkt ihres ganzen Stadtgefüges vorher noch vollendete Tatsachen schaffen wollte. Letztlich hat alle Verkehrsplanung dem gesunden Stadtorganismus zu dienen, dessen Bedeutung uns nach mancher trüben Erfahrung allmählich wieder neu bewußt geworden ist.

Es wurde versucht zu zeigen, daß das Problem der Ludwigsburger Innenzone und besonders ihrer Grünräume noch weit davon entfernt ist, erfreulich und befriedigend gelöst zu sein, daß aber Lösungen sich abzeichnen, wenn man alle Konsequenzen eingehend durchdenkt. Es sei deshalb zusammenfassend das Folgende festgestellt:

Es geht bei Ludwigsburg nicht darum, einen großen Verkehrssammler mehr oder weniger gut durch die Stadtmitte und ihren Querverkehr zu schleusen,

sondern darum, eine wohlgegliederte Einheit aus alter Zeit, welche auch heute noch kulturelle Denkmale von unersetzlichem Wert mit umfaßt, und selbst ein solches ist, nicht zu zerschneiden, sondern eine grundlegende neue Verkehrskonzeption zu finden, welche die derzeitigen Verhältnisse in jeder Beziehung verbessert.

Durch die neuen Verkehrsanlagen darf der ohnehin schon ganz geringe Bestand an öffentlichem Grün in der Innenstadt nicht weiter vermindert, er muß vielmehr im Lauf der notwendigen Sanierung vermehrt werden.

Die Stadt als Wohn- und Lebensraum immer größerer Menschenmassen muß künftig auch in ihren Mittelzonen und Geschäftszentren immer mehr von Luftverschmutzung und Verkehrslärm befreit werden und von Zonen reinen Fußgängerverkehrs durchsetzt sein.

Den ersten und unerläßlichen Schritt auf dieses Ziel hin sieht der Schwäbische Heimatbund durchaus in Übereinstimmung mit der Stellungnahme der Landesgruppe Baden-Württemberg der Deutschen Akademie für Städtebau und Landesplanung vom Mai 1961 in der ungeschmälerten Erhaltung der Allee längs der Stuttgarter und Schloßstraße in Ludwigsburg. Er hält es deshalb für dringend geboten, so rasch als möglich und unter Kostenbeteiligung von Bund und Land in und um Ludwigsburg ein leistungsfähiges System von Bundes-, Land- und innerstädtischen Sammlerstraßen, unter Berücksichtigung aller Sanierungsforderungen vollends zu Ende zu planen und dieses dann schrittweise auszubauen, aber alle irreparablen Vorgriffe bewußt zu vermeiden.

Diese Stellungnahme verfolgt den Zweck, alle beteiligten Gremien der Stadtverwaltung, der Mittelinstanzen und des Landes für die gute und rasche Lösung dieses Problems erneut zu interessieren und um ihre ideelle und materielle Unterstützung und Förderung zu bitten. Der Schwäbische Heimatbund weiß sich in seinen Bemühungen mit einer überwiegenden Menge der Einwohnerschaft von Ludwigsburg und mit weiten Kreisen in Baden-Württemberg und darüber hinaus verbunden und macht sich deshalb, vielfachem Wunsche folgend, gern zu ihrem Sprecher.

Eine staufische Tragödie

Vortrag von Stadtarchivar Reinhold Bührle, Wimpfen

Vielleicht die bedeutendste Episode in der Geschichte der Reichsstadt Wimpfen waren die Vorgänge um den Kaisersohn Heinrich, dem die Geschichtsschreibung die Nachfolgezahl „Sieben“ verweigerte, weil er nie Kaiser wurde und vom eigenen Vater abgesetzt und ins Gefängnis geworfen wurde.

Sein Lebenslauf ist für die Zeit der jüngeren Staufer typisch. Großvater Heinrich VI. war 1197 an der Malaria in Sizilien 32jährig gestorben. Sein erstgeborener Friedrich war 3 Jahre alt, wurde mit 4 Jahren als König von Sizilien gekrönt, heiratete mit 15 Jahren Konstanze von Aragon, die ihm Heinrich gebar, als er im 17. Lebensjahr stand. 1212 kam Friedrich als „*puer apuliae*“ zum erstenmal nach Deutschland, wurde in Frankfurt zum König gewählt und in Aachen gekrönt. Heinrich wurde mit einem Jahr König von Sizilien, mit sechs Jahren Herzog von Schwaben, mit acht Rektor (Statthalter) von Burgund, mit neun als deutscher König gewählt, mit elf gekrönt. Als er dreizehn war, wurde seine Verlobung mit Agnes von Böhmen auf dem Reichstag zu Nürnberg aus politischen Gründen gelöst. Mit vierzehn wurde er mit Margarete von Österreich verheiratet, mit zwanzig hat er zwei Söhne von ihr und will sich von ihr scheiden lassen, um Agnes von Böhmen zu heiraten.

Man sieht: Vater Friedrich, der berühmte Kaiser, bekommt in frühester Jugend alle Titel und Macht. Der Sohn folgt ihm im Aufstieg. Wo Macht ist bei Jugendlichen, da ist auch Mißbrauch und Empörung gegen Bevormundung.

Kaiser Friedrich führte Hof im luxuriösesten Stil seiner Epoche. Es nimmt deshalb nicht wunder, wenn der Sohn höfische Freuden, Jagd und Gelage liebt. Der Tübinger Historiker Johannes Haller hat mit Recht einige bisher Heinrich VI. zugeschriebene Lieder dem Enkel zugewiesen. So das berühmte: „*Ich grüeze mit Gesange die süezen*“, das mit den folgenden Versen in die Situation von 1234 und Frühjahr 1235 paßt, wo Heinrich den Verlust der Krone befürchten mußte: „*Waz git mir darumb di Liebe zu Löne? – da bitet si mir ez so rehte schöne, – ê ich mir verzige, ich verzige mich ê der Krone. – Er sündet sich, swer des niht geloubet – ich möhte geleben mangen lieben tac, obe joch niemer Krone kaeme uf min houbet.*“

Von seinem fünften Lebensjahr (1216) an hält sich der Kaisersohn zumeist in Deutschland auf. Sein Vormund war Erzbischof Engelbert von Köln, Reichsverweser und Gubernator in Deutschland.

Die Gründung der Pfalz-Wimpfen

Jedenfalls bestand damals schon die Pfalz Wimpfen. 1182 urkundet Barbarossa in Wimpfen und brachte wohl Genaueres wissen wir nicht – die dem Bistum Worms gehörende Siedlung in der Form eines Rückgabelehens in königlichen Besitz, so daß Heinrich VI. 1190 und 1193 in seinem Eigen dort wohnte. Desgleichen Friedrich II., der mit Sicherheit im Juli und August 1218 und 1220 in der Pfalz weilte. Das Wormser Kapitel dürfte in diesen Jahren kaum mehr Besitzansprüche gestellt haben.

Man nimmt an, daß zwischen 1218 und 1224 mit Hilfe des jungen Heinrich (Urkunden fehlen darum, weil der neue König sich ständig dort aufhielt) die Pfalz in dem heute noch erhaltenen Umfang gebaut wurde. Der späte Stauferstil ist vollendet ausgeprägt, und keine der schwäbischen Pfalzen (weder Esslingen noch Ulm) kann mit der Wimpfener konkurrieren. Nur auf ein solches Bauwerk kann Heinrich 1224 eine in Worms ausgestellte Urkunde mit der Schenkung eines 583 ha großen Forsts (Wollenberger Forst) bezogen haben. In ihr redet er *maiores et minores universi fideles nostri homines*, also die Wimpfener Bürger an und dankt ihnen für vielfältige Dienstleistungen. Anderswo heißen die „*fideles*“ auch „*cives*“, was bedeutet, daß Wimpfen vielleicht schon unter Barbarossa eine Stadt gewesen ist. Der geschenkte Forst dürfte der nun rasch wachsenden Stadt das Bauholz geliefert haben. Mit Wimpfen treten in Urkunden weitere Hausmachtstädte Heinrichs auf: Heilbronn, Eberbach, Neckargemünd, Weinsberg, deren staufischer Ursprung durch den regelmäßigen Stadtplan mit Straßenkreuz und zentral gelegenem Marktplatz sowie einer Ummauerung, in deren Nähe sich die Burg befand (zum raschen Entweichen nach italienischem Vorbild), gekennzeichnet ist.

Zur selben Zeit werden neckarabwärts und neckaraufwärts und östlich alle niederen Bergrücken mit Burgen von staufischen Ministerialen und Adligen befestigt, deren Bergfriede mit Buckelquadermauerwerk größtenteils heute noch stehen: Ehrenberg und Guttenberg, Neipperg, die Ravensburg, der Steinsberg, Krautheim, Weinsberg, Langenburg und Leofels, um nur die wichtigsten zu nennen. Die ältesten sind Hornberg (1184), Ehrenberg (1193), Steinach (1142), Eberbach (1196) und Dilsberg (1208). Dies waren Burgen, die den Grafen von Lauffen gehörten oder von ihnen verliehen waren.

1233 erhält *Wilhelm* von Wimpfen (einer der Getreuen des Königs aus dem Geschlecht der in Kochendorf sitzenden Zwingenberger) das Patronatsrecht mit Zehntem und allem Zubehör an das städtische Spital (*noviter fundatum* heißt es). Neueste Ausgrabungen legen in einem Steinhausflügel des Hospitals die romanische Fenster frei, wobei dieser Teil des Gebäudes mit dem der Urkunde identifiziert werden kann. Indessen die rechtliche Belehnung Wimpfens und Eberbachs durch den Wormser Bischof gegen 1300 Mark Silbers des Königs fand erst 1227 statt.

Wie es zur Rebellion kam

Innenpolitisch sehen wir um 1220 in ein wirres Gegeninander von Städten und geistlichen Fürsten, Kirche und König, König und weltlichen Fürsten. Das drückte sich in mehreren *Reichsgesetzen* drastisch aus. Kaiser Friedrich schloß in der berühmten „*confoederatio cum principibus ecclesiasticis*“ (1220) einen Vertrag mit Bischöfen und Fürsten ab, wonach diese ermächtigt wurden, geistliche Territorialherrschaften zu gründen, um das Vordringen des städtischen Bürgertums zu verhindern. Aus dem Minnesang kennen wir das Danklied *Walthers von der Vogelweide*, der 1220 der Wahl des jungen Heinrich zustimmte und dafür von Friedrich „*sin leben*“ erhielt. Die Wahl begründete der Rittersänger damit, die Fürsten wären dann den strengen Friedrich los, der wieder nach Italien zöge und seinen Kreuzzug machen werde: „*Ihr, Feinde wollt ihn fahren lassen seine Bahn, / Vielleicht dass hier dabei, er nimmer lich wirret.*“

Der Sohn, wie könnte es anders sein, sah gegensätzlich zum Vater die Sache der Städte und Bürger als die seinige an, was seine Privilegierungen und Schenkungen bezeugen. Die Opposition zum Vater griff auch auf die gegen die Fürsten über, die ihn gewählt hatten. Indessen nach der Rückkehr der Fürsten aus dem Kreuzzug mußte eine Entscheidung fallen. Für das Frühjahr 1231 schrieb der Kaiser einen Hoftag nach *Ravenna* aus, zu dem aber die deutschen Fürsten nur über den Seeweg und in kleiner Zahl erschienen, weil die aufrührerischen *lombardischen Städte* die Pässe sperrten. Da auch der junge König nicht erschien, ja dieser sogar Partei für die *Lütticher* Bürger gegen deren Bischof genommen hatte, verärgerte er den Vater, die Fürsten, den Bischof und den Papst. Aber er fühlte sich keinesfalls so stark und mächtig, um den Fürsten jenes berühmte Privileg verweigern zu können, das 1231 von ihnen gefordert wurde. Das „*Statutum in favorem principum*“ sprach nicht nur ein Verbot der Städteeinungen aus, sondern machte die Fürsten zu Landesherren über ihr Gebiet unbeschadet ihrer Vasallenschaft gegen den König.

Man hat schon oft gesagt: das Statutum beende die absolute Gewalt des Königs, schwäche die Krone und

sei der theoretische Beginn jener Zersplitterung Deutschlands in eine Unzahl von Territorialherrschaften, die bis in die Napoleonzeit erhalten blieben. Was Heinrich unterschrieb, mußte später der Kaiser oder Gegenleistung der Fürsten bestätigen. Damit ernstete der König unentschlossen und suchend wie er war, am Ende auch die Feindschaft der Städte, besonders seiner Lieblingsstadt *Worms*, wo 1232 die Bürger dem Bischof unterlagen.

Dazu kam, daß Heinrich, vom Vater nach *Aquileja* und *Cividaie* gerufen, von diesem nicht wie ein Sohn, sondern wie ein Ministeriale behandelt wurde. (Er durfte nicht beim Kaiser wohnen.) Er hat 1232 schwören müssen, allen Befehlen des Kaisers zu folgen, die Fürsten, „*Leuchten und Schimmer des Reichs, Augäpfel des Kaisers*“, zu achten und sie im Falle neuen Ungehorsams vom Treueid zu entbinden. Dann wird ihm von Seiten des Papstes Gregor die Exkommunikation bei Nichteinhalten des Versprechens angedroht. Offensichtlich, seiner Königsgewalt war er entkleidet, blieb ihm nur die demütigende Rolle eines kaiserlichen Statthalters, der von Spähern bewacht war.

Heinrich sammelt Anhänger

Das hielt der unruhige und reizbare Geist nicht aus. Wieder in Deutschland, hat er gegen die finsternen Ketzerverfolgungen und Verletzungen der bischöflichen Rechte *Konrads von Marburg* Stellung genommen und nach der Ermordung des Marburgers in Frankfurt den allgemein begrüßten *Landfrieden* 1234 ausgerufen.

Die Gunst der Deutschen nützte ihn aber nichts, da sein Vater und der Papst nun Gelegenheit hatten, ihn des erneuten Ungehorsams zu zichtigen. Eine Fehde zwischen König und Kaiser, Sohn und Vater, Fürsten und Städte war unvermeidlich. Heinrich suchte in jenen Jahren Verbündete und Vertraute, wo immer er sie fand. Von Wimpfen aus urkundete er mit Zeugen wie dem Bischof von Mainz, den Herren von Neuffen (Besitzer der Burg *Blankenhorn* im Stromberg) und dem Schenken von Winterstetten. Seine Anhänger saßen meist in den Reihen der gräflichen Dynasten und Ministerialen, die sich durch die Macht der Fürsten verdrängt fühlten. Neben den schon Erwähnten gewann er die Grafen *Egino von Urach* und *Friedrich von Leiningen*, den Markgrafen von *Burgau*, den Wildgrafen *Gerhard*. Auf des Kaisers Seite standen die *Hohenlobe*, die *Ballenstedt*, von *Sayn*, von *Zollern* und manche andere. Heinrich ergeben unter den Fürsten war allein der Schwager, Herzog *Friedrich von Österreich*, aber durch Kämpfe mit Baiern und Ungarn unfähig, dem König zu helfen. Von Bischöfen hielten zu ihm Mainz, Basel, Osnabrück, Worms, Speyer, Würzburg, die Äbte von St. Gallen und Fulda. Schlecht stand es bei den Städten. Lediglich die am Oberrhein (*Worms* abgerechnet) verließen ihn nicht. Alle anderen schwuren

zwar den Treueid gegen den Kaiser, gingen aber bei Erscheinen des Kaisers mit fliegenden Fahnen zum Oberherrn über.

Die Kämpfe 1234/35

Recht gut verliefen anfangs die Exekutionen Heinrichs von Neuffen gegen die Hohenlohe: Langenburg wurde gebrandschatzt und besetzt, mußte aber, da die Grafen den Kaiser anriefen, wieder herausgegeben und 2000 Mark Schaden gezahlt werden. 1234 wurde Heinrich exkommuniziert, vom Vater traf ein Ultimatum ein, er solle seine Regierungshandlungen widerrufen. Das Ultimatum gab Heinrich nicht bekannt. Er ging aufs Ganze und erließ am 2. September ein Manifest an die Fürsten, das seine Politik rechtfertigte und alles vermied, was ihm hätte schaden können. In ihm erbat er den fürstlichen Schutz für seine Königsrechte. Der Kaiser trage am Zerwürfnis allein Schuld.

16. September *Hohtag zu Boppard*: Nur wenig Fürsten erschienen. Der König beschloß die offene Rebellion. Erster Schritt: Bündnis mit den lombardischen Städten, die den Kaiser am Betreten deutschen Bodens hindern sollten.

Zweiter Schritt: Versuch durch Verlobung der beiderseitigen Königskinder Frankreich-England zu gewinnen. Gescheitert.

Dritter Schritt: Einfall in das Gebiet des vor kurzem noch verbündeten Markgrafen von Baden wegen der vom Kaiser an den Markgrafen verpfändeten Städte Lauffen, Sinsheim und Eppingen. Das Kloster Backnang ging in Flammen auf. Doch konnte sich der Badener halten, bis der Kaiser kam.

Vierter Schritt: Einfall in das Gebiet der Hohenlohe im Spätherbst. Der König nahm an der Belagerung von Ballenstedt in der Nähe Krautheims teil, das von Konrad von Krautheim, dem Schwager Gottfrieds von Hohenlohe, verteidigt wurde.

Fünfter Schritt: Die Aktion gegen Worms. Der König vermochte nicht Bischof und Bürger auf seine Seite zu bekommen. Die Stadt hielt stand, als im April 1235 Graf Friedrich von Leiningen und Wildgraf Gerhard 5000 Bewaffnete gegen die Mauern führten.

Während der König Worms belagerte, hielt der Kaiser Frühjahr 1235 einen Hohtag in Fano ab. Er marschierte nicht durch die Lombardei, sondern schiffte sich in Rimini ein (ohne Heer und große Begleitung, aber mit viel südlichem Prunk und seinem Sohn Konrad und dem Hochmeister Hermann von Salza). Landung bei Friaul und Cividale. Huldigung fast aller Fürsten (mit Ausnahme des Österreichers), vieler Adliger und Städte, die Heinrich den Treueid geschworen hatten. Im Mai ist Friedrich in Regensburg. Der König läßt von Worms ab und zieht sich vielleicht auf Trifels (Brief des Kaisers), seine festeste Burg zurück.

Auf der Schwäbischen Alb, wo die Getreuesten saßen, Urach, Neuffen und Justingen, kam es zu einer offenen Kampfhandlung im Swiggerstal (Erms, 21. Juni 1235). Die Kaiserlichen siegten, der König war isoliert. Er schickte Boten nach Nürnberg zum Kaiser und bot Unterwerfung auf Gnade und Ungnade an. Der Kaiser forderte den Sohn vor sich. Aber erst in Wimpfen traf er ihn. Die Eberbacher Chronik berichtet:

„Wie es kaiserlicher Majestät entsprach, zog er in feierlichem Prunk daher, unzählige Quadrigen folgten ihm, mit Gold und Silber, Byssus und Purpur beladen, kostbares Gerät und Juwelen brachte er mit, Maulesel weiterhin und Dromedare, Affen und Leoparden und eine Schar von kunstgewandten Sarazenen und Athiopiern, die seine Schätze und Kostbarkeiten bewachten.“ Gewiß, es war keine Heer-, es war eine Triumphfahrt. Am 4. Juli Einzug in Worms unter allseitigem Jubel (Erfurter Annalen). Hier erst darf der Sohn vor die Augen des Vaters treten, aber als Gefangener.

Friedrich feiert in Worms seine dritte Hochzeit mit Isabella, der Tochter des englischen Königs. Sohn Konrad, der spätere letzte staufische Herzog von Schwaben und deutsche König, aus zweiter Ehe geboren, ist dabei. Wenn der Brief des Kaisers, geschrieben nach dem Tod Heinrichs (1242) an die Witwe Margarete recht hat, so dachte Friedrich zuerst an Begnadigung, die aber durch Weigerung des Königs zur Übergabe der Reichsburg Trifels, wo sich auch die Insignien befanden, und Starrsinn verscherzt wurde.

Der Gefangene wurde dem getreuen Herzog von Baiern, auch Pfalzgraf bei Rhein, zur Bewachung nach Heidelberg übergeben. Dann wanderte er südlich von Gefängnis zu Gefängnis, ist 1236 in Rocca San Felice bei Melfi, wird 1240 bei leichterer Haft nach Nicastro in Calabrien geführt und ist 1242 bei einem weiteren Wechsel im Gebirge so schwer vom Pferd gestürzt, daß er am 10. Februar 1242 in Martirano an den Folgen des Sturzes gestorben ist. Er wurde feierlich und königlich im Dom zu Cosenza beigesetzt.

König Heinrichs Schicksal leitet den Untergang des Stauferhauses ein. Halbbruder Konrad (der vierte König dieses Namens) hat sein Herzogtum Schwaben nach der Niederlage in der Wetterau für immer verlassen. Seit 1246 ist kein Staufer mehr in Schwaben und ihren Pfalzen gewesen.

König Heinrichs und Margaretes von Österreichs Söhne, Heinrich und Friedrich, wurden zum Großvater nach Italien geschickt. Beide sind früh verstorben, einer soll von seinem Onkel Konrad vergiftet worden sein. Kaiser Friedrich II. ist 1250 gestorben. Nach ihm gab es keinen staufischen Kaiser mehr. Ernst Müller

Geschichte des unteren Neckarlandes

Vortrag von Professor Fritz Trautz, Heidelberg

Gegen die Vielfalt, mit der es der Ordinarius für mittlere und neuere Geschichte in Heidelberg, Professor Trautz, zu tun hatte, als er knappe 800 Jahre früh- und mittelalterliche Geschichte um Wimpfen, Heilbronn, Mosbach bis Eberbach, das Einzugsgebiet von Kocher und Jagst, den Kraichgau bis an die oberrheinische Tiefebene und Heidelberg, den südlichen Odenwald und die Bergstraße entfaltete, steht Altwürttembergs Geschichte fast blockhaft geschlossen da.

Bekannt sind für den Vorgeschichtler der Oberrhein und der Kraichgau als die ältesten und ergiebigsten, als die verkehrsfreundlichsten Völkerwanderungsstraßen. Im 3. und 4. Jahrhundert dringen die Alemannen in das von Römern und Kelten schwach besiedelte (Kastell Altrip) rechtsrheinische Gebiet ein. An der Wende vom 5. zum 6. Jahrhundert mußten sie der fränkischen Herrschaft und Landnahme Platz machen. Die Forschung vermag an den Siedlungsnamen -ingen und -heim für unser Gebiet nachzuweisen, daß sie keinesfalls identisch sind mit alemannischen und fränkischen Siedlungen, daß hier vielmehr ein gemeingermanischer Befund vorliegt, der auf eine kompakte politische Einheit in der Merowinger- und Karolingerzeit hinweist.

Die Bedeutung von Kloster Lorsch

Genauer über das frühe Siedlungsbild liefern uns die etwa 500 *Lorscher* Urkunden (codex lauresheimensis), deren Ortsnamen in der Mehrzahl im *Lobdengau* (vom römischen *Ladenburg*) liegen und die auf das 8. Jahrhundert zurückgehen. Vom Reichskloster Lorsch aus wurden gegründet und gebaut im 11. Jahrhundert auf dem Gipfel des *Heiligenberges* (bei Heidelberg) die Propstei St. Michael, und höher und später das Stephanskloster, mit dessen Steinresten 1886 der heutige Aussichtsturm errichtet wurde. Zu erwähnen sind noch *Neuenburg* (12. Jahrhundert) und eine Siedlung bei Hirschhorn, deren Lorschher Herkunft der Patron Nazarius verrät. Zu Beginn des 11. Jahrhunderts war das Kloster im Besitz des ganzen Wildbannes im Odenwald, hatte Güter und Marktrechte in Worms, Waldmarkt, Heppenheim, Weinheim, Wiesloch, bei Wimpfen, Handschuhsheim, Neuenheim im altesiedelten Kraichgau, im Oosgau, Elsenzgau und Albgau. Durch die Ottonen kam die Abtei mit Besitz bis ins Allgäu, nach Kempten. Bosser d. A. fand Schenkungen der Klöster Lorsch und Fulda unterhalb von Ludwigsburg und Lauffen a. N. im Einzugsgebiet von Enz, Kocher und Jagst. Kloster *Ellwangen* war begütert in Schriesheim (Bergstraße) im Gebiet der Herren von Strahlenberg.

Indessen mit den Klosterurkunden allein sind die recht komplizierten Siedlungsbilder nicht zu klären, da sich in ihnen Gauen und Grafschaften vielfach überschneiden. Die Gauen selbst haben vage Grenzen, sofern sie nach Flußnamen benannt sind (Kraich, Elsenz, Neckar, Gartach); sie sagen mehr, wenn in ihnen Ortsnamen vorkommen (Lobden, Speyer, Worms) oder wenn sie ein burgundisches Wort (Eiba bei Mosbach) verraten.

Vom 11. Jahrhundert an werden die Gauen auch durch Angaben von *Grafen* bestimmt, woraus wir schließen können, daß sie nicht bloß Gerichts- oder Landschaftsbezirke gewesen sind, sondern durch menschliche Herrschaftsverhältnisse bestimmt wurden. Wo es dann vorkommen kann, daß mehrere Grafengewalten in einem einzigen Gau zuständig sind, aber auch ein Graf in mehreren Gauen. Trautz meint deshalb: ein Gau ist ein Bezirk, der durch *Hobeitsrechte* begrenzt ist. Aufschluß über solche Rechte geben uns vergleichende *Verfassungsgeschichten*. Es ist darum ein Unfug, bayerische und thüringische Forschungsbefunde auf schwäbisch-fränkische zu übertragen. In unserem Gebiet sind die fränkisch-westlichen Verfassungen diejenigen, die den Maßstab für die Siedlungsverhältnisse bedingen.

Die Diözese Worms

Nicht sicher lösbar ist die alte Frage, ob sich die Gaeinteilung mit der kirchlichen Einteilung deckt. Im allgemeinen, so führt Trautz aus, seien die innerdeutschen, d. h. die Verhältnisse links des Neckars, am besten erhalten, insofern etwa der *Lobdengau* ganz zur Diözese *Worms* gehört, eine Diözese, die sich bis ins Zabergäu erstreckte, eine rechtsrheinisch schmal zusammengedrückte Form hatte und sich am Neckarlauf orientierte. Dieser Umfang änderte sich, als im 11. Jahrhundert bei Einrichtung des Bistums *Bamberg* durch Heinrich II. Worms zur Entschädigung des Bischofs von Würzburg viele rechtsrheinische Stücke abgeben mußte. Seither gelten die Archidiakonate *Ladenburg* und *Wimpfen* als Hauptstützen von Worms, wobei Worms von den *Ottonen* Nußbach (976), den Königsbann bei *Nekkarbischofsheim* und *Wimpfen* erhält und in dieser Zeit die Forstbezirke ausgesondert wurden, die später die Grundlage für die Territorialbildungen wurden.

Die Blütezeit von Worms unter Bischof Burkhard I. fällt in die Anfänge des 11. Jahrhunderts. Wichtig ist das Jahr 1011, da Heinrich II. dem Bischof die Grafschaft im Lobdengau und die Eiba als lehnbare Gebiete schenkt. Wobei allerdings zu berücksichtigen ist, daß die Grafenwürde selbst nicht unter das Lehen fiel.

Gräfliche Territorien und Zisterzen

Über die *Grafen von Lauffen* selbst wissen wir, daß sie im Lobdengau 1122 das *Odenheimkloster* gründeten, daß einer der ihrigen 1124 auf dem Trierer Erzbischofsstuhl saß, daß sie den Zaber- und Elsenzgau beherrschten, und daß nach dem Aussterben ihrer männlichen Linie die Stadt *Lauffen* 1134 als Reichspfandschaft an die Markgrafen von Baden kam. Bei Neckargemünd stoßen wir auf das Territorium der Grafen von Düren (Gründungen *Walldürn* u. a.), die 1323 erloschen.

In das frühe 12. Jahrhundert fallen die Gründungen nachmals bedeutender Zisterzen, die es nach ihrer neuen Rodungsregel verstanden die besten und größten Dörfer aufzukaufen. Aus den Gründungs- und Schenkungsakten der Zisterzen erfahren wir dann einiges über Siedlungen und Städte. So wird z. B. 1196 zum erstenmal der Name *Heidelberg* erwähnt.

Die Filiatio der Zisterzen ergibt folgendes Bild: Im Gebiet des Pfalzgrafen bei Rhein lag *Schönau* (bei Heidelberg, 1142), von Bischof Burkhardt II. von Worms wurde *Eberbach* im Rheingau gegründet, dessen Schwesterkloster *Otterbach* war, dessen Tochter dann 1189 *Bebenhausen* bei Tübingen wurde. Die Zisterzen waren sämtlich in Speyer und Worms reich dotiert. Von *Würzburg* aus ging die Gründung der Zisterze *Schöntal* an der Jagst. Die Mutter von *Maulbronn* in der Speyerer Diözese lag im staufischen Eigen, in *Neuburg* im Hagenauser Forst und dessen Tochter war u. a. *Bronnweiler* im Gebiet der Grafen von Wertheim.

Die frühen Staufer

Die Vielzahl der Zisterzen war darum möglich, weil die frühen Staufer, die Erben und Nächstverwandten der mit Heinrich V. erloschenen Salier Haus- und Reichsgut nicht mehr unterschieden und König *Konrad III.*, ein Neffe Heinrichs V., im Gebiet des unteren Neckar den *Welfen*, die etwa im Falle der Burg *Weinsberg* Erbansprüche stellten (Welf VI. war mit einer Erbtöchter *Gottfried* von Calws verheiratet), die Fehde ansagte und sie aus dem Gebiet des unteren Neckar vertrieb.

Dazu kam, daß unter *Barbarossa* dann dessen Halbbruder *Konrad* (1156–1195) mit der *Pfalzgrafschaft* bei Rhein belehnt wurde. Das Eigen dieses Territoriums lag in *Bacharach* bei Kaub mit Burg *Stahleck* und, wohl einige Zeit Residenz, in *Alzey* (1126 gebaut vom Staufer *Friedrich II.*) und im südlichen Odenwald. Es war in der Hauptsache Besitz von Kirchenlehen und Kirchenvogteien, der überwiegend linksrheinisch lag. *Konrad* von Staufen war durch seine Mutter *Agnes* von *Zweibrücken* berechtigt, Erbansprüche auf das Hochstift *Worms* zu stellen. Seit 1195 ist das Hochstift *Lehen* des Pfalzgrafen. Durch *Irmgard* von *Henneberg* (Gemahlin *Konrads*) bekommt der Staufer die Vogtei über das Kloster *Lorsch*, 1165 sind *Handshuhsheim* und Teile von *Neuenheim* in seinem Besitz. 1214 stirbt *Konrads* Erbe, der welfische Schwiegersohn *Heinrich I.*, kin-

derlos und Kaiser *Friedrich II.* belehnt seinen getreuesten Helfer in Deutschland, den *Herzog Ludwig von Bayern*, mit der Pfalz. Die Versöhnung der Wittelsbacher mit den Welfen geschieht in der Generation darauf, als *Ludwigs* Sohn *Otto* Verlobung mit der Welfin *Agnes* feiert. Durch diese Heirat ist die *wittelsbachische* Nachfolge in der Pfalz bis ins 19. Jahrhundert gefestigt. Die baierisch-pfälzische Dynastie suchte Gebiete, die auf dem Weg vom Rhein nach Bayern lagen, in dem *Mosbach* am unteren Neckar gegründet und die *Oberpfalz* eingerichtet wurden. Der neue, auch residenzliche Mittelpunkt hieß nun *Heidelberg*.

Geschichte um Wimpfen – Heilbronn

Zu den Vorgängen im Raum *Wimpfen – Heilbronn* im staufischen Jahrhundert, die wir aus dem Vortrag von Stadtarchivar *Bührlen* kennen machte *Trautz* eine klärende Bemerkung über die *Reichsgesetze* von 1220 und 1231/32. 1220 tauchte zum erstenmal der Begriff „*gratia regia*“ auf. Es war, wie er sagte, keine unverbindliche Floskel, sie war begründet in den Erfahrungen in allen Ländern Europas; den Karolingern war *Gnade* (*gratia*) der Rechtsgrund aller Belehnungen. Der absolut sie verleihende König kann *Gnade* auch seinen Vasallen entziehen. Dies ist der Sinn der Entziehung der *Gnade* gegenüber dem Vasallen, dem Fürstbischof von *Worms*, der etwa *Wimpfen* dem König zwecks Gründung einer Pfalz hergeben mußte. Die *Magna Charta* von 1215 und die *Reichsgesetze* von 1220 und 1231 waren also nicht nur ausschließlich zugunsten der Fürsten Dokumente der Freiheit und der Willkür des nun aufsteigenden Partikularismus, sondern Versuche, die absolutistischen Tendenzen, die unter *Friedrich II.* bemerkbar wurden, in einer Art fürstlicher Selbstwehr einzugrenzen. Die Königsgewalt selbst war keinesfalls bestritten.

Im einzelnen: *Eberbach* erhielt das Stadtrecht von *Wimpfen* (1346 bestätigt von *Ludwig dem Bayern*). Von *Wimpfen* aus wurden mit Stadtrechten versorgt: *Bönnigheim* (Stadt der Herren von *Magenheim*) und *Mergentheim*. Die Stiftung einer *Deutschordenskommende* in *Heilbronn* geht auf die *Hohenloher* zurück, die dem *Deutschorden* viele Stiftungen zugewandt hatten und 1219 *Mergentheim* dem Orden überließen. Auch sie zählten zu den Getreuen des Kaisers. 1215 kam als zeitweiliger Sitz des Ordens *Hornegg* hinzu.

Aus der Steuerliste von 1241 geht hervor, daß die kräftige Stadt *Heilbronn* wegen ihres Mauerbaus von der Steuer befreit war. *Wimpfen* zahlte 40 Mark, *Weinsberg* 60 und *Mosbach* 25 Mark. *Heilbronn* bekam durch den Mauerbau eine neue Lage an der *Neckarau*, beherrschte den Schiffsverkehr, war Warenumsschlagplatz und kam dadurch in Streiterei mit dem *Deutschorden*. Noch 1500 hat die Stadt das Recht, den Fluß zu stauen und den Schiffsverkehr zu sperren. Der Versuch *Württembergers* (*Herzog Christoph*), 1550 den Neckar für durchgehenden Schiffsverkehr freizubekommen, ist fehlgeschlagen.

Ausbau der Kurpfalz

Mosbach wurde 1297 verpfändet mit *Eberbach* und *Neckargemünd*; die Käufer waren die begüterten Grafen von Katzenellenbogen (am mittleren Rhein), einer von ihnen war der Oheim König Adolfs von Nassau. Wenige Jahrzehnte später gingen die Pfandschaften in die Hände der Pfalzgrafen über. Eine Änderung brachte erst die Napoleonzeit, der neue Empfänger hieß Großherzogtum Baden.

Systematisch bauten die Pfalzgrafen und Kurfürsten durch Erwerb von *Reichspfandschaften* ihre Vormachtstellung am unteren Neckar aus. Hier einige Stationen: *Ruprecht J.* (1329–1390, zuerst mit älterem Bruder, dann Alleinregent) erwarb *Neckargemünd* und *Eberbach* (1330), *Sinsheim* und *Mosbach* (1362). Wichtige und ertragreiche Stützpunkte an sich kreuzenden oder sich gabelnden Geleitstraßen waren damit in seiner Hand. Dabei ist noch zu bedenken, daß der Kurfürst über sein kleines Territorium hinaus noch gut gehende *Geleitsrechte* auf Fernstraßen in anderen Territorien in seinen Händen gehabt und ausgenutzt hat.

1386 Gründung der *Heidelberger Universität* mit Wirkung weit über die Pfalz hinaus. Die Beziehungen zu *Heilbronn* vertieften sich. Alle städtischen Streite werden in Heidelberg vom Konsilium entschieden. 1487 fällt die juristische Fakultät einen Schiedsspruch in einem langjährigen Streit des Heilbronner Karmeliterklosters und der Stadt.

Um 1400: der Luxemburger *Wenzel* wird abgesetzt, die Kurfürsten wählen *Ruprecht III.* von der Pfalz, die damit in die Reichsgeschichte einrückt. Freilich wurde die Thronerhebung nur durch ein vorübergehendes Einverständnis zwischen Kurmainz und Kurpfalz möglich. Als Hausmachtgrundlage war die Pfalz aber zu klein. Dazu reichten um 1400 die Reichseinkünfte für die Aufgaben des Königs längst nicht mehr aus. Die Kaiser Ludwig der Baier und Karl IV. hatten die Substanz des Reichsguts durch viele Verpfändungen geschmälert. Insofern aber *Ruprecht III.* dem Beispiel vieler Dynastien folgend, sein *Territorium* unter vier Söhne teilte, konnte er die Hoheitsrechte der pfälzischen Landespolitik nicht ausnützen. Heidelberg blieb Mitte. Im Westen (linksrheinisch) spaltete sich die *Zweibrücker* Nebenlinie ab, die sich bald weiter verästelte und alle Wittelsbacher überlebte. Im Osten wurde *Mosbach* für ein Jahrhundert Residenz der pfälzischen Nebenlinie von *Otto I.* und *Otto II.* von Pfalzmosbach. 1449 fiel das Territorium an die Kurpfalz zurück.

Otto I. hat aber weit über sein Kleingebiet hinausgewirkt und hat als Stellvertreter eines kranken Kurfürsten lange Zeit die Pfälzer Politik geleitet.

Man hat *Otto* oft mit dem ebenso tatkräftigen Reichserbkämmerer *Konrad von Weinsberg* verglichen, der die Finanzpolitik Kaiser *Sigmunds* wesentlich bestimmt hatte, indem durch ihn das Reich zu einem durchorganisierten Steuersystem und zu umfassender Münzregelung kam.

Die Herren von *Weinsberg* sind wie die Herren von *Hirschhorn* durch die Erwerbung von Reichspfandschaften und territorialfürstlichen Pfandschaften als Geldgeber wiederholt hervorgetreten.

Dazu Trautz: „Es wäre ein Fehler und es würde dem Befund der politischen und Sozialstruktur des Spätmittelalters durchaus widersprechen, nur die fürstlichen Territorien und die Reichsstädte als wichtige Faktoren gelten zu lassen. Der uralte *Kraichgauer* Adel, die Rittergeschlechter von *Gemmingen*, *Sickingen*, *Hellenstedt* u. a. sind in fürstlichen Diensten oft und oft hervorgetreten. Sie sind, wie namentlich wieder die Ritter von *Hirschhorn*, nicht nur als hohe Beamte, sondern gleichzeitig öfters als Pfandinhaber territorialfürstlicher Amtsbezirke zur Macht gelangt. Und sie haben darüber hinaus viele Domherrenstellen und einzelne Bischof- und Erzbischofstühle besetzt.“

Es zeugt von dem großen Geschick des Pfälzer Kurfürsten *Friedrich des Siegreichen*, den *Kraichgauer* und *Odenwälder* Adel auf verbindliche Art zum Hauptheifer und treuen Diener seiner erfolgreichen Politik und Kriegführung in seiner Regierungszeit gewonnen zu haben (1449–1476).

Das von pfälzischer Seite aus gesehene glänzende Ereignis *Friedrichs* war die Schlacht bei *Seckenheim* 1462, in welcher *Friedrich* den Markgrafen *Karl von Baden* und den Grafen *Ulrich V. von Württemberg* besiegte und gefangennahm. Die Freilassungs- und Friedensbedingungen waren sehr hart. An der Stelle von 100 000 Gulden Lösegeld sollte der Graf von *Württemberg* dem Pfälzer die Ämter *Bottwar*, *Waiblingen* und *Marbach* verpfänden, und außerdem sollte *Möckmühl*, das erst vor nicht längerer Zeit von der Pfalz erworben und dann als pfälzische Mitgift an die Gräfin *Württemberg* gekommen war, an die Pfalz zurückfallen.

Aber der Neffe und Nachfolger *Friedrichs*, Kurfürst *Philipp*, hat nun aus dynastischem Ehrgeiz ohne Not diese und viele andere Territorialgewinne *Friedrichs* aufs Spiel gesetzt.

Philipp verfiel der Reichsacht, weil er seinen Sohn unterstützt hatte, der wider die bayerischen Hausverträge durch seine Heirat der Tochter des letzten Herzogs von *Baiern-Landshut*, von diesem Herzog zum Erben eingesetzt wurde. Damals ist die Kurpfalz den vereinten Kräften des Herzogs von *Baiern* und des Herzogs von *Württemberg* erlegen. Alle Territorialgewinne der Pfalz südlich von *Wimpfen* gingen verloren. Der bayerisch-pfälzische Erbfolgekrieg von 1504 war aber nur das Vorspiel für Kämpfe und Fehden des württembergischen Herzogs *Ulrich* mit seinen Ständen und den *Bauern*. Die Pfalz verlor das Patronat über *Maulbronn*, *Möckmühl* und ihren Einfluß auf *Heilbronn*. Die Politik *Ludwigs V.* von der Pfalz rüttelte nicht mehr an der neuen Gewichtsverteilung zugunsten *Württembergs* und machte die württembergischen Eroberungen von 1504 nicht rückgängig. Ernst Müller

Wilhelm Kutter zum 60. Geburtstag

Wo in einem Leben die Weichen gestellt wurden, das sieht man meist erst im Rückblick. – Der Vater wollte aus dem ältesten Sohn einen Ingenieur machen, und erste Station der Ausbildung war deshalb die TH Stuttgart. Wilhelm Kutter selbst hatte sich vorgenommen, Dramaturg und Regisseur zu werden, denn seine Liebe galt dem Theater. Von Stuttgart wechselte er darum nach München über und wurde Student der Germanistik und Theaterwissenschaft. Wenn er nun am 16. September 1965 seinen 60. Geburtstag begeht und dazu diese Zeilen ihm zu Lob und Ehre geschrieben werden sollen, so gelten sie dem Rundfunkmann, dem Volkskundler und – dem Weinkenner. In diesen drei „Rollen“ kennen wir ihn am besten, bewundern wir ihn und lernen wir von ihm. Es ist im Leben Wilhelm Kutters also vieles anders gekommen, als es geplant war, und mehr als einmal hatte dabei der Zufall die Hand im Spiel. So, als der TH-Student 1925 in Stuttgart mit Georg Ott zusammentraf, der ihm beim erst zwei Jahre alten Süddeutschen Rundfunk kleine Aufgaben mit noch kleineren Honoraren vermittelte. Zehn Jahre später blieb dann der junge Würzburger Spielleiter Wilhelm Kutter auf einer Fahrt nach Ulm in Stuttgart hängen, und zwar anstatt beim Staatstheater, wie er gehofft hatte, beim Rundfunk. Ehe er recht wußte, wie ihm geschah, hatte er den Auftrag, täglich eine Stundensendung für Landwirtschaft, Handwerk und Industrie auf die Beine zu stellen. Er wurde also einfach ins Wasser geworfen. Wie vortrefflich er das Schwimmen gelernt hat, zeigt die Tatsache, daß er heute bereits auf ein zehnjähriges Jubiläum als Leiter der Abteilung Volks- und Landeskunde zurückblicken kann, die er selbst aufgebaut hat. Die Themenstellung jenes ersten großen Rundfunkauftrages hatte für Wilhelm Kutter eine Entwicklung eingeleitet, die in dreißig Jahren Funktätigkeit und Volks- und Landeskundler aus ihm machte. Erste Anregungen zur Beschäftigung mit der Volkskultur hatten dem Studenten schon die Exkursionen mit Professor Kutscher in die deutsch-österreichischen Alpenländer gebracht, wo Volksschauspiele, -tänze und -lieder ihre Eindrücke hinterließen. In Wilhelm Kutter, dem Schwaben aus Ulm, fielen diese Eindrücke auf einen Boden, der vom Elternhaus her gut vorbereitet war. Doch erst die praktische Arbeit beim Rundfunk ließ die von Artur Kutscher gelegten Keime aufgehen. Mit großem Fleiß und schwäbischer Gründlichkeit hat sich Kutter über die Funkpraxis hinaus intensiv mit den Erscheinungen des volkstümlichen Lebens in Südwestdeutschland befaßt und ist so zu einem hervorragenden Sachkenner geworden, der an volkskundlichem Wissen nicht so leicht zu übertreffen

ist. Volksmusik, Mundartdichtung, Sitte und Brauch – das sind nur einige der Spezialgebiete, die er in zahllosen Sendungen, in Vorträgen und Veröffentlichungen behandelt hat. Von seinen Sendungen seien nur die „Landesgeschichtliche Reihe“ aus den Jahren 1957/58, die noch laufende Reihe „Lebende Mundartdichter“ und die vielen Hörbilder über die schwäbisch-alemannische Fasnacht erwähnt. Landauf, landab ist Wilhelm Kutter als Kenner der Fasnacht bekannt. Als Theoretiker schrieb er drei Arbeiten über die Fasnacht („Die schwäbisch-alemannische Fasnacht, ihr Ursprung und ihr Ablauf“, „Landschaften und Gestalten der schwäbisch-alemannischen Fasnacht“, „Schwäbisch-alemannische Masken, Versuch einer Deutung und Typologie“), als Praktiker ist er Kulturreferent der Vereinigung schwäbisch-alemannischer Narrenzünfte. Überhaupt sind in Kutter Theorie und Praxis eine glückliche Verbindung eingegangen. Man weiß das in weiten Kreisen der Öffentlichkeit und tritt an ihn heran mit Bitten verschiedener Art: hier um einen Vorschlag für die neue Tracht einer Stadtkapelle, dort um einen Ratsschlag für ein passendes Fasnachtshäs, dann wieder um einen geeigneten Autor für ein Festspiel. Das Institut für den wissenschaftlichen Film in Göttingen hat ihn als Berater und Kommentator für eine Filmreihe über Strohgestalten in Südwestdeutschland gewonnen. Und nicht zuletzt ist Wilhelm Kutter der Mann, von dem der erste Anstoß für die Einrichtung eines Freilichtmuseums in Baden-Württemberg ausging.

Den Rundfunkmann und Volkskundler haben wir nun gewürdigt. Bleibt noch der Weinkenner. In Würzburg war es, wo dem jungen Mann aus Ulm (also aus ganz und gar keiner Weingegend!) der Blick für die Großartigkeit der dortigen Rebenkultur und der Geschmack am „Bocksbeutel“ aufgingen. Im fränkischen Weinland kam er mit Winzern – mit „Häckern“, wie die Franken sagen – in Berührung; hier lernte er nicht nur das Arbeitsjahr des Weinbauern und die Rebsorten kennen, sondern hier bildete sich rasch sein sicherer Weingeschmack aus. Diesmal ging der Weg von der Praxis zur Theorie: Eine Untersuchung von Wilhelm Kutter über den „Wein im Brauch“ erschien 1954 in dem „Buch vom deutschen Wein“. Das heißt jedoch nicht, daß er der Praxis abgeschworen hätte! Wer etwas profitieren möchte von Kutters reicher Erfahrung und seinem umfassenden Wissen, der setze sich bei einem Glas Wein mit ihm zusammen. Doch ohne profitliche Hintergedanken wollen wir heute mit dem Jubilar auf noch viele Jahre ertragreichen Wirkens im Dienste der schwäbischen Volks- und Landeskunde anstoßen.

Irmgard Hampp

Hans Volkart

10. April 1895 – 4. August 1965

Lieber Freund! Ohne daß ich Dir ein Abschiedswort sagen konnte, hast Du uns verlassen.

An Deinem Grab wurde Dein Leben und Wirken geschildert, als erfolgreicher Privatarchitekt, als Professor und von vielen Schülern verehrter Hochschul-Lehrer in Stuttgart, wo Du Dein ganzes Leben lang zu Hause warst. Aber wer sollte den Freund und Menschen Volkart schildern, wenn nicht einer, der seit gemeinsamen Schülertagen im Realgymnasium aufs engste mit Dir verbunden war?

Haben wir nicht zuerst die Umgebung von Stuttgart, dann Schwaben und Franken, Bayern und Teile Deiner Herkunftsheimat Schweiz miteinander kennen und lieben gelernt; wandernd und zeichnend, wie wir beide es überall, wo wir hinkamen, bis zuletzt betrieben. Denn früh schon hieß für uns etwas erleben, es schriftlich oder zeichnerisch nachzuformen. Laß mich einiges erinnern, so werde ich unsere Jugend wiederfinden und darin den Schlüssel zu Deinem ganzen Wesen.

Als wir mit einer Schülergruppe erstmals auf dem Weg zum Briener See in Basel kurz Halt machten, rannten einige zur Schwimmanstalt, um sich im Vater Rhein, dem „deutschen“ zu baden. Du nahmst mich ins Kunstmuseum und zeigtest mir Konrad Witz und Holbein, bei dem wir uns uneinig waren, ob er eher ein Deutscher, ein Schweizer oder ein Engländer zu nennen sei. Dann den Tessiner Segantini, Böcklin, den Naturburschen und Wahlgriechen und den Urschweizer Hodler. Du warst stolz, selbst sein Landsmann zu sein, aber du empfundest daneben diese Heimat als Keimort europäischer Begegnungen. Und wenn während des „ersten Weltkrieges“ in Deinen Briefen aus dem Schweizer Grenzdienst im französischen Jura an den Kriegsfreiwilligen der Ypernfront die deutsche Zensur gewisse Stellen unleserlich machte, so waren es nicht militärische Geheimnisse, sondern kritische Äußerungen gegen alle Chauvinismen und Worte, welche die gelebte Völkerverständigung verherrlichten, deutlicher als es ein königlich württembergisches Soldatenohr damals hören durfte.

Dir verdanke ich den Zugang zu Hermann Hesse, aber auch zum kritischen Heinrich Heine, zu vielen lebenden und toten Dichtern und ihren Problemen, zum Theater auch und besonders zu seinen großen Außenseitern Büchner, Grabbe und Toller, denn das Angezweifelte, das Fragliche war Dir stets das Liebste, weil es Antworten verlangte.

Der Krieg war zu Ende, als wir uns in Stuttgart bei den gleichen Architektur-Lehrern an der Techn. Hochschule wiederfanden und neben dem Ernst des Studiums auch „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“ übten und uns an dem verschlüsselten Humor Christian

Morgensterns begeisterten. Humor war ja ein Kernstück Deines Seins. Die Karikatur floß Dir leicht aus der Schreib- und Zeichenfeder, aber nie wurdest Du gehässig, denn Güte war tief in Dir verwurzelt und meist war Dein gelungenstes Scherzen Selbstironie. Als die Aufgaben des Lebens und des gewählten Berufes ihr Vorrecht forderten, galt für Dich der Baumeisteranspruch

Hab über Maß und Winkel Gewalt
Bau mir mein Haus in rechter Gestalt

wobei „mein Haus“ nicht nur das eigene und das Wohnhaus vieler Bauherren war, die aus Auftraggebern zu Freunden wurden, sondern ebenso Industriebauten, Schulen, Bibliotheken und schließlich ein Schauspielhaus. Maß und rechte Gestalt sollte alles haben: das Bauen und das Leben. Deshalb wurde Dein Haus bald ein Sammelplatz vieler wertvoller Menschen aus allen möglichen Gebieten des geistigen und besonders des künstlerischen Lebens. Ungewöhnliche, reiche und vielseitige Begabung zeichnete Dich von früher Kindheit an aus, und Du hättest wohl ebensogut Maler oder Schriftsteller werden können, als Baumeister. Nur eines wärest du nie und nimmer geworden: ein eingeisiger, beschränkter Berufsmensch. Du mußtest Deiner Grundanlage nach ein Umfassender sein, ein Toleranter und einer, der sich zum Sprecher für das Verschiedenste machen konnte, weil er Verschiedenstes sich anverwandelt hatte. Diese Gabe befähigte Dich auch gerade zum Lehrer und Vorbild für die reifenden Menschen der Hochschule.

Dein Heimatgefühl, im dreisprachigen Bergland europäischer Mitte begründet und im deutschen Süden zum ersten Bewußtwerden erwacht, kannte in Wirklichkeit keine Landesgrenzen. So hast Du den Un-Sinn der beiden Kriege, die wir zu bestehen hatten, aufs tiefste erkannt und beklagt und während derselben sowie nachher viele Brücken zu sinnvollen Neuanfängen geschlagen. Daß Du daneben unserem Schwäbischen Heimatbund durch Jahrzehnte die Treue gehalten hast, danken wir Dir von Herzen. Es soll uns eine Mahnung sein, Heimatliebe nie als Ablehnung des Anderen, sondern als Verpflichtung für die Pflege unseres Herkommens in der größeren Gemeinschaft und im Wandel auf die Zukunft hin, aufzufassen.

Deinen Tod habe ich im Land zwischen den Seen und Bergen erfahren, das die Heimat Deiner Eltern war. Er kam zu früh für Deine Familie und all die Freunde, aber wer die Fülle und Intensität Deiner Lebensleistung richtig bedenkt, kann nur dankbar dafür sein, so lange und so reich von ihr beschenkt worden zu sein.

Dein W. K.

Vor- und Frühgeschichte Württembergs

In den Jahren von 1956 bis 1965 sind als „Veröffentlichungen des Staatlichen Amtes für Denkmalpflege Stuttgart, Reihe A, Vor- und Frühgeschichte“ folgende Hefte beim Kommissionsverlag Silberburg (Ernst Jäckh) erschienen, die vom Leiter der Abteilung Bodendenkmalpflege, Dr. H. Zürn, herausgegeben wurden. Ihre Titel lauten:

- Heft 1: H. Zürn, Die vor- und frühgeschichtlichen Geländedenkmale und die mittelalterlichen Burgstellen des Stadtkreises Stuttgart und der Kreise Böblingen, Eßlingen und Nürtingen. (1956). 40 Seiten, 22 Tafeln, 7 Pläne, 2 Karten. DM 12,—.
- Heft 2: G. Riek, Drei jungpaläolithische Stationen am Bruckersberg in Giengen an der Brenz. Mit einem faunistischen Beitrag von F. Heller. (1957). 70 Seiten, 12 Tafeln. DM 15,—.
- Heft 3: H. Zürn, Katalog Heidenheim. Die vor- und frühgeschichtlichen Funde im Heimatmuseum. (1957). 27 Seiten, 46 Tafeln. DM 12,—.
- Heft 4: H. Zürn, Katalog Zainingen. Ein hallstattzeitliches Grabhügelfeld. (1957). 16 Seiten, 36 Tafeln. DM 12,—.
- Heft 5: R. Nierhaus, Das römische Brand- und Körpergräberfeld „Auf der Steig“ in Stuttgart-Bad Cannstatt. Die Ausgrabungen im Jahre 1955 (1959). 84 Seiten, 14 Tafeln. DM 15,—.
- Heft 6: H. Zürn, Die vor- und frühgeschichtlichen Geländedenkmale und die mittelalterlichen Burgstellen der Kreise Göppingen und Ulm. (1961). 36 Seiten, 34 Tafeln, 2 Karten. DM 15,—.
- Heft 7: R. Fiedler, Katalog Kirchheim unter Teck. Die vor- und frühgeschichtlichen Funde im Heimatmuseum. (1962). 44 Seiten, 79 Tafeln. DM 24,—.
- Heft 8: W. Krämer, Das keltische Gräberfeld von Nebringen (Kreis Böblingen). Mit einem Beitrag von H. Preuschoft. (1964). 37 Seiten, 22 Tafeln, 3 Planbeilagen. DM 25,—.
- Heft 9: H. Zürn, Katalog Schwäbisch Hall. Die vor- und frühgeschichtlichen Funde im Keckenburgmuseum. Mit Beiträgen von Ch. Fischer, E. Nau und W. Taute. (1965). 68 Seiten, 67 Tafeln. DM 25,—.

Mit diesen neun bisher erschienenen und weiteren in Vorbereitung befindlichen Heften kann hier eine der drei Reihen angezeigt werden, die in Süddeutschland neben den schon lange erscheinenden „Badischen Fundberichten“, den „Bayerischen Vorgeschichtsblättern“ und den „Fundberichten aus Schwaben“ archäologische Funde publizieren. Gedacht sind die Hefte als reine Materialvorlagen, die in Form von Museumskatalogen, Kreisinventaren und wissenschaftlichen Bearbeitungen größerer Fundkomplexe einerseits die Fachzeitschriften entlasten und andererseits den umfangreichen Zuwachs an Funden bewältigen und der Öffentlichkeit zugänglich machen. Die rege Bautätigkeit seit den fünfziger Jahren brachte einmal einen stets wachsenden Anfall von Funden und Ausgrabungen mit sich, erfordert aber gleichzeitig auch ein erhöhtes Maß an Aufmerksamkeit zum Schutz und zur Erhaltung von Bodendenkmälern, wie Viereckschanzen, Ring- und Abschnittswälle, Burgställe, Grabhügel und Gräberfelder. So charakterisieren die

mit Zeichnungen, Fototafeln und Karten gut ausgestatteten „Veröffentlichungen“ durch ihren Inhalt die vielfältigen Aufgaben, denen sich eine moderne Bodendenkmalpflege widmet. Gleichzeitig bildet die Reihe in der Vor- und Frühgeschichtsforschung eine bisher wenig gepflegte Form der Publikation; die Quellenedition gehört neben den „Fundberichten aus Schwaben“ inzwischen zum festen Bestand der württembergischen Vorgeschichtsforschung.

Die Hefte 1 und 6 sind Kreisinventare von Bodenfunden und Bodendenkmälern und können an ältere Vorgänger, wie z. B. die Oberamtsbeschreibungen anknüpfen. Die Aufnahme auch solcher Objekte, die bereits verschwunden oder zerstört sind, die aber in der Literatur oder in Akten genannt werden, zeigt besonders deutlich die Notwendigkeit einer solchen archäologischen Landesaufnahme. Zuviele Grabhügel oder Viereckschanzen und Burgställe sind bereits verloren gegangen, ohne daß sie geschützt oder wenigstens vor ihrer Zerstörung untersucht werden konnten. So mußte z. B. in Heft 1 darauf hingewiesen werden, daß allein in den beiden vergangenen Jahrzehnten im Kreis Böblingen 53 Grabhügel beseitigt worden sind, rund ein Fünftel des Bestandes, der heute noch 212 Hügel umfaßt.

In den Heften 3, 7 und 9 werden die Funde aus den Museen von Heidenheim, Kirchheim u. T. und Schwäbisch Hall inventarmäßig aufgenommen. Heft 4 legt mit den Funden aus dem hallstattzeitlichen Grabhügelfeld von Zainingen einen Bestand des Württembergischen Landesmuseums in Stuttgart erstmalig geschlossen vor, und in Heft 8 sind die Funde des keltischen Gräberfeldes von Nebringen sehr rasch nach der Ausgrabung veröffentlicht worden. Die von der Bodendenkmalpflege stets angestrebte Mitarbeit von Heimatforschern und Kreispflegern zeigt sich darin, daß Heft 7 Herrn Oberstudienrat Otto Lau in Kirchheim u. T. und Heft 9 Herrn Studienrat Emil Kost in Schwäbisch Hall gewidmet sind, die viele Jahre ihrer Tätigkeit dem Aufbau der genannten Museen gegeben haben.

Über den Rahmen der einen Materialvorlage hinaus gehen durch ihre gleichzeitige interpretierende wissenschaftliche Bearbeitung der Funde die Hefte 2, 5 und 8, die auch dadurch in der Forschung ein starkes Echo gefunden haben.

Besonders erfreulich ist die Tatsache, daß die Herausgabe der einzelnen Bände von Städten, Landkreisen, Vereinen, Firmen und Einzelpersonen finanziell unterstützt oder gar ganz getragen worden ist, und daß das Zustandekommen in mehreren Fällen der fruchtbaren Zusammenarbeit verschiedener Personen und öffentlicher Dienststellen verdankt wird. Dies zeigt am besten die wachsende Anteilnahme weiter Kreise an der Vorgeschichtsforschung im Lande. H. Schickler

Hymnische Dichtung im Umkreis Hölderlins. Eine Anthologie. Mit Einleitung und Erläuterungen hrsg. von Paul Böckmann. Schriften der Hölderlin-Gesellschaft Bd. 4. Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1965. VII, 371 S. Brosch. DM 22,—, Lw. DM 26,—.

„Die höhere Ode und der Hymnus, zwei in unsern Tagen und vielleicht in allen Zeitaltern am meisten vernachlässigte Musen! . . . Welche Aussichten!“ So schrieb Neuffer seinem Stiftsfreund Hölderlin im Juli 1793, als dieser eben den Kreis seiner Tübinger Hymnen in Reimstrophen durchgemessen hatte. Der Satz könnte ein Motto des vorliegenden Bandes abgeben, den hier anzuzeigen guter Grund ist. Von den siebzehn Dichtern darin sind acht (mit einem Anonymus wohl neun) Schwaben; von diesen waren fünf (Schubart, G. Fr. Stäudlin, Conz, Neuffer, Magenau) mit Hölderlin befreundet; auch von

den anderen gehörten vier zu seinen Freunden, und die in der Abteilung „Vorklänge“ versammelten ältern Dichter wurden ihrerseits von ihm verehrt (außer Klopstock, ihrem und seinem Ahnherrn: Hölty, Fr. L. Stolberg und der früh verstorbene Stifter J. J. Thill, mit dem die Tübinger Dichterefreunde fast einen Kult trieben und von dem ein paar Gedichte den Hauptteil eröffnen). Hölderlin also mit seiner Hymnendichtung ist der ständige Bezugspunkt, in der Auswahl wie besonders in der Einleitung und den Anmerkungen des bekannten Hölderlin-Forschers, dem hymnischen Rühmen, feierndes Nennen der Lebensmächte das Urelement des Hölderlinschen Dichtens ist.

Die Auswahl, reich und reizvoll und so kundig wie die Anmerkungen, gräbt so manches Kleinod aus. Bei manchen Stücken mag man allerdings sich fragen, ob sie noch Hymnendichtung seien, wie sie in der Einleitung bestimmt wird. (Von Thills ‚Stauffen‘ z. B. ist nur der Eingang hymnisch, der Hauptteil elegisch und zeitkritisch. Doch das Hymnische und das Elegische sind ja manchmal auch bei Hölderlin vermählt.) Auch vermißt man gerade im schwäbischen Umkreis Hölderlins nur ungern ein paar Namen: die mit ihm bekannte, liebenswerte, kaum weniger als Neuffer oder Magenau begabte Wilhelmine Maich (Gedichte 1800; darin ein Hymnus ‚An die Hoffnung‘, ein ‚Gesang dem großen Helden unserer Zeit, Erzerzog Karl‘); Friedrich Haug (Epigrammen und Vermischte Gedichte 1805; darin ‚Thomsons Hymnus‘, ‚An die Liebe‘, ‚Der sterbende Christ an seine Seele. Nach Pope‘); ferner J. Fr. Bahnmaier, Stiftsfreund Hölderlins, und K. Lohbauer, Offizier und Dichter, der ‚Hyperion‘ rühmte. Von Nicht-Schwaben hätte wohl der Pfälzer Pfarrer J. Ph. Le Pique, der mit Hölderlin, man weiß nicht wie, verbunden war, mit seiner Sammlung ‚Friedensgedichte‘ (1797) Rücksicht verdient, auch H. A. Niemeyer, Theolog in Halle, Verehrer Klopstocks, dem in seinen Gedichten (1778) eine panegyrische Widmungsidee gilt, aus der Hölderlin vielleicht die Worte der Widmung des 2. Bandes von ‚Hyperion‘ an seine Diotima: „Wem sonst als Dir“ übernommen hat (s. R. Alewyn, Höld.-Jb. 9, 1955/56, 219 f.).

Etwas zu kurz kommt in der Auswahl und besonders in der historischen Einleitung ein Strang der schwäbischen Hymnik, den Hölderlin in einer Jugendhymne als „Wunsch, Helden zu singen“ bezeichnet. Rühmung von Heroen des Geistes wie der Tat, besonders der des Vaterlandes, war ein wesentliches Element des Hymnus in Schwaben. Hölderlin wollte in Tübingen nächst Gustav Adolf Shakespeare und Kolumbus feiern; Schubart rühmte Friedrich den Großen (von Böckmann in einer Anmerkung erwähnt), Neuffer Prinz Eugen. Diese Linie vollendet sich in höchster Sublimierung in den späten Sängen Hölderlins, deren einer wiederum Kolumbus gelten sollte: darum sei sie hier erwähnt. Vom Helden-Hymnus aus betrachtet, ließe sich die Einleitung ergänzen. Damit soll aber keineswegs das Gewicht gemindert werden, das Böckmann in der Skizze des Hymnus im 18. Jahrhundert mit Recht, frühere Ausführungen aufnehmend und abwandelnd, auf die geistes- und glaubensgeschichtlichen Entwicklungen und Hintergründe legt, von denen aus der Hymnus als ein „Trotzdem“ nach der Auflösung des Glaubens an den Schöpfergott, besonders als die vielumworbene Sprachform des ihn verdrängenden Glaubens an Natur und Genius erscheint.

Der Hinweis auf Lücken und Wünsche, die der schöne, vom Verleger der Hölderlin-Gesellschaft auch schön hergerichtete, deren Mitgliedern als Jahresgabe zugedachte Band noch offenläßt, soll nicht Kritik als Selbstzweck sein, er soll nur anregen und ergänzen. Der Band ist hochwillkommen, dem Forscher und Studenten gleicher-

maßen zu empfehlen wie dem nichtgelehrten Freund der Dichtung, insbesondere der Dichtung Hölderlins, deren hymnischer Kernteil nun viel klarer als bisher inmitten eines weiten Horizonts erscheint. Damit ist aber seine Hymnik, vollends die späte, nicht relativiert. Denn auch ihr Eigenstes, ihr unverwechselbarer Ton, fällt nun viel deutlicher ins Ohr, – der Ton, der sich mit seinem Wort von Sophokles bezeichnen läßt: „Viele versuchten umsonst, das Freudigste freudig zu sagen; Hier spricht endlich es mir, hier in der Trauer sich aus.“ Ad. Beck

Max Brod, Johannes Reuchlin und sein Kampf. 360 Seiten. W. Kohlhammer Stuttgart. DM 28,-. An Stelle einer eingehenden Besprechung, die vorbehalten bleibt, mögen hier ein paar kleine Ausschnitte aus dem Buch selbst stehen:

Zunächst ist Tübingen seine Wirkungsstätte. Vielleicht hoffte er, an der erst vor kurzem gegründeten Universität eine Professur zu erlangen. „In Tübingen wird zuerst von Hebräischkundigen berichtet“, heißt es in Ludwig Geigers sorgfältiger Monographie ‚Das Studium der hebräischen Sprache in Deutschland am Ende des 15. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts‘. „Die beiden Theologen Conrad Summenhart und Paul Scriptoris (werden) als solche bezeichnet, beide in ihrer Art treffliche Männer, von großer Gelehrsamkeit, Feinde der Scholastik, die sie mit unermüdlichem Eifer bekämpfen.“ Indes ist nicht nachgewiesen, daß Reuchlin schon in Tübingen hebräische Sprachstudien betrieben hat. Wichtig wurde die kurze Station Tübingen für ihn vor allem dadurch, daß Summenhart und der Historiker Nauklerus ihn dem vielgerühmten, die Gelehrsamkeit hochschätzenden Grafen von Württemberg, Eberhard im Bart, als Begleiter und Redner (Dolmetscher) für dessen Romfahrt empfahlen.

Wie für Reuchlins ersten Schritt in die große Welt, für die erste Pariser Reise, sein gutes Singen entscheidend war, so gab diesmal sein gutes Latein, seine Redebegabung wie seine korrekte Aussprache den Ausschlag. Lamey, der 1855, also noch vor Geiger, eine kleine Biographie Reuchlins publizierte, erzählt: Zu Eberhard im Bart waren (knapp vor seiner Romreise) päpstliche Gesandte gekommen. Mit seines Kanzlers Rede, der aus Hechingen stammte, konnten die Italiener nichts anfangen. Sie zeichnete sich durch ihre provinzielle Aussprache aus. So hieß es in ihr: Ceilsissimus et eillustrissimus noaster prainceips eintellexit. Statt: „Celsissimus noster princeps intellexit.“ (Unser sehr erhabener und berühmter Herrscher hat eingesehen.) Seitdem sprach man scherzend vom ‚Hechinger Latein‘ – und Reuchlin mit seiner jedenfalls tadellosen Sprache wurde als Reisebegleiter berufen.

Ausgangspunkt der Reise war Stuttgart, wo Reuchlin nun als Anwalt wie auch als Berater des Grafen Eberhard zu wirken hatte. Stuttgart wurde, mit einigen Unterbrechungen, sein eigentlicher Wohn- und Wirkungsort. Hier fand er auch eine feste Stellung als Beisitzer am Hofgericht, später als einer der drei obersten Richter des ‚Schwäbischen Bundes‘ (Triumvir Sueviae). – Doch seine erste Tätigkeit war die Romfahrt im Großen Gefolge des Grafen Eberhard. Mitte Februar 1482 führte die Reise über die Alpen, erst nach Florenz, dann nach Rom.

In Florenz fand er nun freilich einen ganz andern Geist als in Paris und den andern Bildungszentren vor, die er bisher kennengelernt hatte. Die Universitäten des außeritalienischen Europa waren, trotz heftiger Opposition, die sich zeitweise gleichsam in Erdstößen bemerkbar machte, nicht viel anders als Filialen der Kirche, beherrscht von Theologen und der ihnen immer noch dienenden Scholastik. Italien aber, der Sitz des Papstes, stellte im Widerspruch zu dieser erlauchten Residentschaft das weltlichste und relativ freisinnigste Land des Erdrunds dar, viel

weltlicher als die andern Sammelpunkte hoher Intelligenzen in Frankreich, England und anderwärts. Und Florenz war der weltlichste Herrschaftsbereich unter den vielen Kleinstaaten der Halbinsel.

Der gewaltige Bußprediger Savonarola hatte in demselben Jahre wie Reuchlin Florenz betreten, blieb und begann gegen Lorenzo und das Haus Medici, ja gegen all die schöne weltliche Sinnlichkeit zu wirken. Es war ein Leben, das sich zu den äußeren Extremen spannte. (Siehe Thomas Manns Drama.) Von den Anregungen, die Reuchlin hier empfing, ist nichts überliefert. Erst über seine zweite italienische Reise fließen die Quellen reichlicher. Leider ist kein Tagebuch der Italienfahrten erhalten, wie wir es von Dürer, von Goethe, von vielen andern besitzen. Auch Briefe Reuchlins aus dieser Zeit fehlen.

In Rom hatte Graf Eberhard Geschäfte beim Vatikan zu erledigen, Streitigkeiten über Vergebung geistlicher Lehen zu bereinigen, wobei Reuchlin vermutlich als juristischer Berater mitwirkte. Unter den Gelehrten in Rom lernte er den Griechen Johann Argyropulos kennen, mit dem er in einen echt-humanistischen, uns heute etwas kindisch anmutenden Wettstreit eintrat. Er scheint dabei viel Beifall gefunden zu haben. Rom zeigte ihm damals gleichfalls ein freundliches Gesicht.

Frank R. Bradlow: Baron von Ludwig and the Ludwig's-Burg Garden. A chronicle of the Cape from 1806 to 1848. A. A. Baldema. Cape Town/Amsterdam, 1965.

Durch Anzeigen in alten Almanachen des Kaps der Guten Hoffnung neugierig gemacht, hat sich der Verfasser mit dem längst untergegangenen Ludwigsburg-Garten in Kapstadt und seinem Schöpfer, dem aus unserem Lande stammenden Baron von Ludwig, eingehend beschäftigt. Bradlow, ein Geschäftsmann in Kapstadt, der sich zuvor schon mit zwei Büchern um die Geschichte des Kaps bemüht hat, legt das Ergebnis seiner Nachforschungen in einem mit 16 Bildtafeln gut aufgemachten Bändchen vor, das in 18 Kapiteln auf 97 Seiten die Lebensgeschichte Ludwigs, seinen berühmten botanischen Garten und seine Verdienste um die Entwicklung der Kap-Kolonie liebevoll schildert.

Für die Lebensgeschichte des Barons Ludwig konnte sich der Verfasser insbesondere auf den Nekrolog stützen, den Ludwigs Freund, Professor Ferdinand von Krauss, später Direktor des K. Naturalienkabinetts in Stuttgart, im Jahre 1848 im 2. Heft des 4. Jahrgangs der Württembergischen Naturwissenschaftlichen Jahreshefte veröffentlicht hat. Am 6. Oktober 1784 wurde Karl Ferdinand Heinrich Ludwig in Sulz a. N. als Sohn des geistlichen Verwalters Johann Gottfried Ludwig und der Marie Barbara geb. Mayer geboren. Nach einer Apothekerlehre in Kirchheim u. T. kam er zu seinem Onkel nach Amsterdam und dort in Berührung mit Dr. Friedrich Ludwig Liesching, dem Regimentsarzt des württ. Kapregiments, der ihn für seine Apotheke in Kapstadt als Gehilfen gewann. 1805 reiste Ludwig dorthin und wurde durch seine Heirat mit der Witwe eines Schnupftabakfabrikanten und Bierbrauers, Alida Maria geb. van de Kaap, die das Geschäft ihres ersten Mannes fortführte, im Jahre 1816 selbständiger Geschäftsmann.

Wegen seiner wiederholten umfangreichen und höchst wertvollen Geschenke an das Naturalienkabinet und an den Botanischen Garten der Universität Tübingen (Pflanzen, Insekten, Vögel) erhielt er den Württ. Kronorden und 1828 anlässlich eines Besuches in der Heimat den philosophischen Ehrendoktor der Universität Tübingen. Nach weiteren derartigen Geschenken wurde er bei seinem zweiten Heimataufenthalt 1837 mit der erblichen Freiherrnwürde, mit dem Kommenturkreuz des W. Kronordens, mit dem medizinischen Ehrendoktor,

mit dem Ehrenbürgerrecht von Stuttgart und mit dem Hessischen Ludwigsorden ausgezeichnet. Damals wurde auch seine Marmorbüste von Bildhauer Theodor Wagner für das Naturalienkabinet angefertigt, die im zweiten Weltkrieg unterging. Der Verfasser hat in Kapstadt einen von zwei Gipsabgüssen in einem Werkzeugschuppen des Trafalgar Parks wiederentdeckt. 1839 wurde Baron Ludwig württ. Konsul in Kapstadt. Am 27. Dezember 1847 ist er dort im 66. Lebensjahr gestorben.

Zu den „6 Löwen von Kapstadt“, wie die 6 Hauptsehenswürdigkeiten in einer dortigen Zeitung 1847 genannt wurden, gehörte an 4. Stelle der botanische Garten des Barons. Er hatte ihn in den Jahren 1829/30 gegründet und, der Sitte der Zeit entsprechend, Ludwigsburg-Garten benannt. In vier Listen im Anhang des Buches werden Hunderte von Pflanzen, Sträuchern und Bäumen aufgezählt, die Ludwig aus allen Teilen der Welt, hauptsächlich aber aus Europa und nicht wenige aus Württemberg, einfuhrte, um sie in der Kolonie heimisch zu machen. Der mit eigener, 1831 erbohrter Quelle und zwei Springbrunnen versehene Garten ist wie ein Paradiesgarten empfunden worden. Nach dem Tode des Barons verfiel er rasch. Er wurde im Verkauf aufgeteilt und heute erinnern nur wenige Mauerreste an das ehemalige Wunderwerk, dessen Grund längst von der Stadterweiterung überbaut ist.

Baron Ludwigs Verdienste um seine Wahlheimat beurteilt der Verfasser mit den Worten: „Sein Einfluß auf das intellektuelle und gewerbliche Leben des Kaps war beträchtlich; sein Einfluß auf die Entwicklung der Regierungsgärten, wie wir sie heute heißen, war unermesslich.“ Ludwig gehörte mindestens sechs Führungsgremien von Gesellschaften und Unternehmen an, die er z. T. mitbegründet hatte, wie die Kap der Guten Hoffnung Gas-Licht-Gesellschaft oder die Südafrikanische Bergwerksgesellschaft. Er war auch Ausschuß-Mitglied der Landwirtschaftlichen Gesellschaft, der Gesellschaft zur Erforschung von Zentralafrika, der Südafrikanischen Öffentlichen Bibliothek und Direktor des Südafrikanischen College. In zahlreichen wissenschaftlichen Gesellschaften war er ordentliches, korrespondierendes oder Ehrenmitglied.

Die sorgfältige Erschließung aller dem Verfasser zur Verfügung gestandenen Quellen läßt darüber hinwegsehen, daß bei der Nennung württembergischer Orte und Verhältnisse, die ihm naturgemäß fremd geblieben sind, einige nicht ins Gewicht fallende Irrtümer vermerkt werden müssen.

H. Vietzen

Information: Baden-Württemberg. Jan Thorbecke Verlag, Konstanz.

In prägnanter Kurzfassung gibt dieses von ersten Sachkennern zusammengestellte „Landesbrevier“ (Ministerpräsident Kiesinger) einen erschöpfenden Überblick über die vielfältige Ganzheit des Landes Baden-Württemberg, von der Frühzeit bis zur Gegenwart, über Land, Volk, Geschichte, Verfassung, Wirtschaft, Unterrichtswesen, Kultur usw. Das anregend orientierende Bändchen verdient weiteste Verbreitung. Zahlreiche, gut gewählte Abbildungen und z. T. farbige graphische Darstellungen geben Anschauung. Eine Richtigstellung ist notwendig: Auf der Karte der landschaftlichen Gliederung des Landes S. 7 hat der Graphiker wieder einmal die sinnlose Falblatt-Bezeichnung „Schwäbischer Wald“ eingetragen, die von allen Geographen, vor allem Robert Gradmann, abgelehnt wurde. Das Keuperwaldgebiet im Nordosten Württembergs ist der „Schwäbisch-Fränkische Wald“!

O. Linck

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenplatz 17, II (Eing. 5) · Fernruf: 22 32 43 · Geschäftszeit: 8–16.30 Uhr

Konten: Postscheckamt Stuttgart 3027, Städt. Girokasse Stuttgart 16430

Oberschwäbische Tage

Ferienwoche in Ochsenhausen

Es liegt in der Art der alljährlichen Pfingsttage in Ochsenhausen, daß dabei immer nur ein kleiner Ausschnitt aus der oberschwäbischen Natur- und Kulturgeschichte vermittelt werden kann. Dies schließt nicht aus, daß der einzelne gerade dadurch angeregt wird, aus den Teilen ins Ganze zu streben. Bei der achttägigen Ferienwoche dieses Jahres in Ochsenhausen war es umgekehrt: sie stellte vor das Ganze und mag eher dazu bestimmt haben, von diesem aus in die Teile zu gehen. In diesem Sinne führte die Ferienwoche die Teilnehmer aus sich heraus in die Weite und in einer neuen, zudem allen gemeinsamen, Weise zu sich selbst zurück. Diese wohl-tätige Wandlung stiftete das Land Oberschwaben, die Begegnung mit seiner Natur, seiner Landschaft, mit Land und Leuten, Sitten und Bräuchen, mit seiner bildenden Kunst, Musik und Dichtung. Letzten Endes begegnete darin den Teilnehmern der oberschwäbische Mensch als Natur- und Geschichtswesen und sie verstanden sich darin selbst in anderer, ergänzender Art als Natur- und Geschichtswesen. Die Möglichkeit sich so zu erneuen: dies war das Angebot der Ferienwoche. Daß mit der Annahme dieses Angebots sehr viel eigene Tätigkeit und Mittun verbunden war, gehörte zur angedeuteten Wirkung der Veranstaltung. Rund 120 Vollteilnehmer waren gekommen; diese Zahl stieg bei verschiedenen Veranstaltungen bis auf das Dreifache. Wer an den Oberschwäbischen Tagen des Jahres 1952 teilgenommen hatte, wurde gewahr, wie sehr sich der alte Klostermarkt inzwischen zu einem gastfreundlichen Städtchen entwickelt hatte, das auch in der Lage ist, seiner Gastfreundschaft praktischen Ausdruck zu verleihen. Die Unterbringung erfolgte in vier guten Hotels und Gasthäusern und einer großen Zahl ausgezeichnete Privatquartiere. So galt der Dank des Leiters der Ferienwoche, des stellv. Vorsitzenden Dr. Graf Adelmann von Adelmansfelden, vor allem Bürgermeister Habrik, der die Voraussetzungen für die Durchführung der Veranstaltung in Ochsenhausen geschaffen hatte, sodann dem Direktor des Aufbaugymnasiums Oberstudien-direktor Rosenstock, der Bibliothek- und Musiksaal des ehemaligen Klosters freudwillig für die Vorträge

zur Verfügung stellte, obwohl der Lehrbetrieb noch mehrere Tage anhielt. Freilich, gerade dies empfanden die Teilnehmer als eine beglückende Bereicherung: die Anwesenheit der Schülerinnen bei den Vorträgen schufen eine schöne Übereinstimmung zwischen jung und alt, das dem ewig vergangenen und ewig künftigen Leben der Heimat so recht gemäß war. Wo Geschichte als Entwicklung dieses Lebens erfahren wird, kann das Geschehene vom noch Geschehenden nicht getrennt werden. Der weitere Dank des stellv. Vorsitzenden galt Stadtpfarrer Reich, der Kirche, Sakristei und Prälatur in der gütigsten Weise den Besuchern öffnete. Die herzlichen Worte der Begrüßung, die Bürgermeister Habrik und Stadtpfarrer Reich – dieser zugleich im Namen des Hausherrn Oberstudien-direktor Rosenstock – fanden, trugen dazu bei, daß sich die Teilnehmer in Stadt und Haus heimisch fühlten.

Eines ist ausdrücklich festzustellen: nirgendwo blieb die Veranstaltung im Heimatkundlichen stecken; hinter allem stand die Verantwortung des Heimatpflegers in Naturschutz, Denkmalpflege und Heimatschutz schlechthin. Auf der anderen Seite wurde keine Maßnahme der Heimatpflege erörtert ohne vorausgegangene gründliche heimatkundliche Unterrichtung. Das wurde etwa am Vortrag von Dr. H. Schönnamsgriber deutlich, dessen Titel „Naturschutz und Landschaftspflege in Oberschwaben“ hieß, der aber zugleich grundlegende geologische und botanische Kenntnisse vermittelte. Ihm verdanken die Teilnehmer eine Charakteristik des Oberlandes nach seiner natürlichen landschaftlichen Erscheinung. Auf die Frage nach dessen eigentümlicher Schönheit antwortete er: „Es ist die Großzügigkeit der Landschaft, die Weite der Flächen, etwa der Schotterlandschaft im nördlichen Oberschwaben, aber stets wird diese Weite unterbrochen durch kleinere oder größere Erhebungen, durch einen Wechsel zwischen Waldstücken und landwirtschaftlich genutzten Flächen, durch eine Vielfalt von Wasserläufen, durch Siedlungen, Städte und Dörfer, überragt von Kirchen, Klöstern und Schlössern. Und bald schon, wenn wir durch Ober-

schwaben zum Süden fahren, taucht an klaren Tagen in der Ferne die mächtige Kette der Alpen auf, blinkt der Spiegel des Bodensees, mehren sich die Seen und Weiher, breiten sich Riede, Moore und Möser mit ihren eigentümlich gedämpften Farben, lösen Laubwald und Laubmischwald die großen Flächen fast reiner Fichtenwälder des nördlichen Teiles ab, sind Tobel tief in die Landschaft eingeschnitten, haben die Flüsse noch Wildwassercharakter, reiht sich Hügel an Hügel von merkwürdigen Formen, gleich Walfischrückten aus einem bewegten Meer sich erhebend, Kette neben Kette, und plötzlich stehen wir dann an dem See, dem man mit Recht den Namen ‚Schwäbisches Meer‘ gegeben hat.“ An Hand von Lichtbildern trat man dann eine Wanderung durch Oberschwaben an, beginnend am See, wobei Fragen der Planung aus der Verantwortung des Landschaftspflegers behandelt wurden (Anlage von Zelt- und Badeplätzen, Industriensiedlung, Wochenendhäuser, Verschmutzung des Sees besonders durch die einfließenden Gewässer). Mit Recht wurde dabei – im Blick auf den Kleinkrieg um die Freihaltung der Uferzone – gesagt: „Es muß hierbei an die Sozialbindung des Eigentums erinnert werden, die unser Grundgesetz in den Worten festgelegt hat: Eigentum verpflichtet!“

Weiter ging es zu den schönsten der oberschwäbischen Seen und Weiher, von denen die meisten unter Landschafts- oder Naturschutz stehen (Ilmensee, Ruschweiler See, Naß-See – bei dem die Schutzzone zu knapp gefaßt wurde –, See im Dornachried – ein echter Hochmoorsee –, Schreckensee, Teufelsee – ein überwachsener Blindsee mit trügerischem Bewuchs –, Federsee mit seinen Rieden). Ausführlich wurde Tier- und Pflanzenwelt des Federseegebietes, das zugleich Jagdbanngebiet ist, gewürdigt. Dann folgte man etlichen Wasserläufen, so der Argen, besuchte auch den Schmalegger Tobel bei Ravensburg, sah mit Bedauern die ihrer Ufervegetation beraubte, in geometrische Formen gezwungene Kießleger Ach, studierte Entwässerungsgräben und Ufersicherungen. Im ferneren äußerte sich der Vortragende über die beste Führung von unvermeidbaren Hochspannungsleitungen, die Eingrünung von Umspannwerken, die Standortfrage und Formung landwirtschaftlicher Betriebsgebäude, Straßenführungen und Flurbereinigungen. Wichtig war, was über letztere gesagt wurde: „Auch wenn einmal eine Fläche etwas vernäßt ist und die Flurbereinigung sie mit allen Mitteln drainieren möchte, sollte man sich sehr überlegen, ob auf keine andere Weise das Ziel erreicht werden kann. Gerade die letzten Monate und Wochen haben gezeigt, wie gefährlich es sein kann, alle natürlichen Rückhaltebecken, als da sind Moore, weite Talauen mit mäandrierenden Bächen und Flüssen zu beseitigen, zu sehr in die Ökologie einer Landschaft einzugreifen! Überschwemmungen der unterliegenden Landschaften sind die unausbleibliche Folge solcher Eingriffe.“ Auch die Pest der wilden Müllplätze wurde angeprangert. Kleine statistische Angaben trugen

sehr zur Erhellung der Lage bei: 36 Naturschutzgebiete in Südwürttemberg-Hohenzollern nehmen eine Fläche von 5100 ha ein; davon liegen in Oberschwaben 17 mit zusammen 2660 ha. Dennoch gibt es gerade in Oberschwaben noch viele Flächen, die unbedingt unter Natur- oder Landschaftsschutz gestellt werden müssen. Bei den geschützten Landschaftsteilen oder Landschaftsschutzgebieten – 560 an der Zahl mit etwa 80 000 ha – ist der Anteil Oberschwabens auch nicht unbedeutend. 155 geschützte Landschaftsteile haben eine Gesamtfläche von über 25 000 ha. Die Zahl der Naturdenkmale geht in die Hunderte. Auch hier ist manches noch nachzuholen. Dr. Schönamsgruber schloß mit den Worten: „Oberschwaben ist eine Perle Deutschlands, es ist kein Landstrich, um den man sich nicht zu kümmern brauchte; es ist eine Landschaft, die der Erhaltung und Pflege bedarf.“

Vorausgegangen war dem Vortrag von Dr. Schönamsgruber die Führung „Argental“ von Willy Baur. Dabei wurde zunächst vom Turm der Neuravensburg aus ein Blick über die Landschaft (Rückzugsstation der letzten Vereisung) gegeben und dann das Tal der vereinigten Argen ab dem Zusammenfluß von oberer und unterer Argen durchwandert. Es würde seine wilde Naturschönheit für immer verlieren, wenn das Argenprojekt der EVS zur Ausführung käme, wobei ein Kanal, der bei Pflegeberg mittels eines Dückers das Tal quert, das Wasser auf einen Hochspeicherbehälter bei Neukirch leitet, von wo aus es wieder zu zwei Kraftwerken bei Summerau und Steinenbach fällt. Besucht wurde auch die Fläche der drei Seen, die in jenem Behälter aufgehen sollen. Unter Hinweis auf die Zerstörung des Donautals bei Fridingen durch ein heute längst überholtes, nicht mehr lohnendes Kraftwerk, warnte Willy Baur entschieden davor, unwiederbringliche Werte der Natur und Landschaft – dazu an landwirtschaftlich hochwertigem Boden – einem Projekt zu opfern, das vielleicht einen augenblicklichen kleinen Gewinn bringe, bei der fortschreitenden Entwicklung der Energiewirtschaft – auch im Rahmen der großen Verbundsysteme – aber bald überholt sein werde und jedenfalls in keinem Verhältnis stehe zu dem dadurch verursachten Verlust an landschaftlicher Substanz. Hingewiesen wurde auch auf die Schrift „Das Argenprojekt der EVS – Seine Auswirkungen auf die Bevölkerung, die Gemeinden und die Land- und Forstwirtschaft“, herausgegeben im März 1965 durch die Interessengemeinschaft Argental.

Alles, was die Woche über das Volk Oberschwabens brachte, wurde von Karl Götz in seinem mit viel Freude aufgenommenen Eröffnungsvortrag „Heitere Reise durchs Schwabenland“ in den großen Zusammenhang des Gesamtschwäbischen gestellt. Von einer schwäbischen Stammesgeschichte schritt er fort zur schwäbischen Stammescharakteristik, nicht trocken lehrhaft, sondern so, daß einem das, was er zu sagen hatte, mit

einem Kopfnicken, einem Lächeln, einem Lachen einging, gerade da, wo man sich nicht begriff, sondern einfach spürte: „so semmer Leut“. Und dazu gehörte all das Widersprüchliche, Grobe und Zarte, Laute und Leise, Gescheite und Dumme, worin nun einmal das zwiespältige Wesen, die dialektische Natur des Schwaben erscheint: „Völklein schwer zu begreifen“ (Fr. Th. Vischer). Gut ging damit zusammen, was Pfarrer Leonhard einleitend über die sieben Schwabenarten gesagt hatte: 1. die Nur-Schwaben, 2. die Ur-Schwaben (als ungeformte Naturprodukte), 3. die Halb-Schwaben, die's sein möchten und es nicht ganz können oder die es sind und es nicht sein wollen, 4. die badischen Schwaben – die es mit aller Gewalt nicht sein wollen –, 5. die bayrischen Schwaben, „auch liebenswerte Geschöpfe“, 6. die Normal-Schwaben, die zwischen Winnenden und Tübingen geboren sind, und 7. als Krönung des Ganzen die Ober-Schwaben.

„Brauchtümliche Überlieferungen in Oberschwaben“ war das Thema eines Vortrags von Dozent Dr. Karlheinz Schaaf von der Pädagogischen Hochschule Weingarten. Es war sehr erfreulich, daß eingangs sogleich klargestellt wurde, daß Sitten und Bräuche Oberschwabens nicht ausschließlich „Forschungsgegenstand der Volkskundler und Heimatfreunde“ sind, jedenfalls keine „musealen Zutaten“, sondern daß sie getragen werden von Grundkräften des volkstümlichen Lebens, von heute wirksamen gemeinschaftsbildenden Mächten und zu Hause sind im durchaus aktuellen Feld der zwischenmenschlichen Begegnungen, für die sie Bestätigungen – gerade als zeichenhaftes Tun – sind. In diesem Sinne wurden Oberschwabens Bräuche als „konstituierende Elemente“ in der oberschwäbischen Gesellschaft bezeichnet, die von einer „Sitte“ getragen werden, die im religiösen Beziehungsfeld und in kirchlichen Bindungen steht. Als Ordnungsgruppen werden aufgeführt: a) Feste im Lebenslauf (Beispiel: Leichensagerin, durch die der Tote spricht), b) Jahreslaufbräuche (Beispiel: Fasnacht), c) ortsgebundene Feste (Beispiele: Rutenfest Ravensburg, Schützenfest Biberach), d) Kultbräuche (Beispiel: Weingartner Blutritt). Landschaftlich wurde, unter Hinweis auf E. Gönners Arbeit, eingeteilt in 1. östereichisch habsburgische Bereiche der Landvogtei (Beispiel: Brauch des Maiensteckens durch die Burschen hat sich in der Landvogtei als „Forstfrevell“ nicht durchgesetzt), 2. geistliche und weltliche Territorien (Beispiel: Sakrallandschaft um den Gottesberg Wurzach), 3. die Reichsstädte (s. o.). An Hand von Bildern wurden vorgezeigt und besprochen Palmenweihe, Öschprozessionen, Reitergarden in ihren Zusammenhängen mit Ritten, Fasnacht, Funken mit Scheibenschlagen und -rollen, Kirchweihfeuer. Im Nachwort betonte Willy Baur die tragfähigen Wurzeln oberschwäbischen Brauchtums, woraus sich die Notwendigkeit einer Brauchtumpflege ergebe, die mit kommerziellen Fremdenverkehrsinteressen nichts zu tun habe.

Der Mundart war der Schlußabend gewidmet, wobei man gesellig im „Adler“ zusammengekommen war. Dr. Schahl sprach einführende und verbindende Worte; er hatte auch die Auswahl der Dichtungen getroffen, die Erwin Hölz aus Ochsenhausen vortrug (Sebastian Sailer – mit dem Klagegesang der Eva, der einen so guten Blick in die Arbeit der Oberschwäbin des 18. Jahrhunderts erlaubt –, Carl Borromäus Weitzmann, Michel Buck, Wendelin Uerzwerch); großes Vergnügen bereiteten die Grablieder des Ritters Michael von Jung weiland Pfarrers im ochsenhausischen Kirchdorf an der Iller. Die passende musikalische Umrahmung gaben Mitglieder des kath. Kirchenchors Ochsenhausen unter Leitung von Anton Schmid; sie sangen Lieder aus der 1908 in Ochsenhausen erschienenen Sammlung „Gesänge zum Schnittersang und Sensenklang“ von Jakob IIs.

Mächtige geistliche und weltliche Auftraggeber, dazu die eingeborene künstlerische Natur des Oberschwaben (in Neckarschwaben neigt Geist zur Gedanklichkeit, in Oberschwaben sucht er die Ehe mit der Sinnlichkeit) haben Oberschwaben zum Kunstland, vor allem im Zeitalter des Barocks, gemacht. In zwei Führungen und einem Vortrag machte Dr. Graf Adelman von Adelmanfelden mit der bildenden Kunst des südöstlichen Oberschwaben und des anschließenden unteren Allgäus bekannt. Es war nicht nur sein reiches Wissen, sondern auch die innere Verbindung mit den in Architektur, Plastik und Malerei sich offenbarenden geistigen Welten, die ihn zum kunsthistorischen Mentor der Teilnehmer machten. Es ist hier nicht möglich, die Fülle des im Lichtbild oder unmittelbar Angeschauten und in der Anschauung Vermittelten auch nur anzudeuten. Hervorgehoben sei der Besuch von Kißlegg (Schlösser und Kirche – dazu einer Ausstellung „Oberschwäbische Maler seit 1900“), Rötsee (Wallfahrtskirche zum sel. Ratperonius), Buxheim (ehem. Kartäuserkloster), Kronburg (mit liebenswürdiger Führung von Baron Vequel-Westernach), Isny (Kirchen, Rathaus) und Rohdorf (Kirche). In Heggbach (ehem. Zisterzienserinnenkloster) und Schwendi (Kirche) führte Dr. Schahl; in Wain wurde die Kirche durch den Pfarrer erläutert, Baron von Herman empfing die Teilnehmer vor dem Schloß und führte sie auch durch Treppenhaus und Innenräume. In Schwendi sprach Willy Baur über Lazarus von Schwendi. In einer Führung durch Kloster und Klosterkirche Ochsenhausen wies Dr. Schahl, auch an Hand neuer Forschungsergebnisse, auf die Zusammenhänge zwischen Gesinnung und Gestaltung hin. Durch Prälatur und Sakristei (gotische Turmmonstranz, Paramente!) geleitete Stadtpfarrer Reich.

Über allem kam das musikalische Oberschwaben nicht zu kurz. Chordirektor Anton Schmid leitete ein Kirchenkonzert in der ehemaligen Klosterkirche Gutenzell – einleitend sprach Dekan Sontag zur Kunstgeschichte –,

wobei Chor und Orchester der Stadtpfarrkirche Ochsenhausen und als Solisten Gerlinde Nafz (Sopran), Ortrun Wenkel (Alt), Siegfried Hildenbrand (Orgel) und Albrecht Scheytt (Violine) mitwirkten. Zu Gehör gebracht wurden die *Missa sexta* op. II in d-Moll von Isfried Kayser (1717–1771), ein Geistliches Konzert über Psalm 119, 1–3 und Psalm 7, 2 von Siegfried Hildenbrand (1917), ein Konzert in F-Dur von František Xaver Brixi (1732–1771) und ein Magnificat von Antonio Vivaldi (1675–1743). „Das künstlerische Niveau dieser Veranstaltung ist in erster Linie dem Dirigenten Anton Schmid zu verdanken“, schrieb Wilhelm Scherrmann in der „Schwäbischen Zeitung“. Stellt doch sein Dirigieren die Zuhörer immer wieder vor ein echt künstlerisches Phänomen – technische Meisterschaft wird dabei vorausgesetzt –: starke Einfühlung und persönliche Intuition erfüllen sich in der Ordnung des vorgetragenen Werkes und so entsteht ein lebendig empfundener, dabei klar und rein durchgliederter Klangkörper von hoher Originalität und Genialität. Daß Chor und Orchester Ochsenhausen diesen Klangkörper zu bilden vermochten, wird den nicht erstaunen, der weiß, wie in Ochsenhausen seit vielen Jahren – übrigens auch im Rahmen der Gottesdienste der Stadtpfarrkirche – gesungen und gespielt wird. Nur die ursprüngliche musikalische Begabung des Oberschwaben ermöglicht solche Leistungen, wie sie in Gutenzell geboten wurden. Unter den Solisten sei Siegfried Hildenbrand, Domorganist in St. Gallen, an erster Stelle genannt, weil er nicht nur kongenial an der Orgel mitwirkte, sondern vor allem mit einer eigenen Komposition von starker musikalischer Ausdruckskraft hervortrat, die freilich nicht ins Subjektivistische entartete, sondern das subjektive Element, den von Gerlinde Nafz gesungenen Psalmworten gemäß, nur innerhalb der objektiven Harmonie einer alles übergreifenden musikalischen „ordo“ zur Wirkung kommen ließ. Gerlinde Nafz hat schon in manchem Heimatbund-Konzert mitgewirkt; ihr voller, weicher Sopran hat sich in beglückender Weise weiterentwickelt, er trat im Magnificat besonders schön hervor.

„Die oberschwäbische Barockorgel, ihre Beziehung zu anderen Orgellandschaften und zu Johann Sebastian Bach“ nannte sich der Vortrag von Dr. W. Supper, des 1. Vorsitzenden der 1951 bei der „Oberschwäbischen Barock-, Orgel- und Musiktagung“ in Ochsenhausen gegründeten Gesellschaft der Orgelfreunde. Er wurde am Vorabend des Todestages von Bach (gest. 28. 7. 1750) gehalten. Dr. Supper bestimmte zunächst den Begriff der Orgellandschaft, die etwa abhängig sei vom instrumentenbaulichen Stand der Zeit, von dem Stand der Musik – vor allem der Kirchenmusik –, von der Potenz eines Orgelbaumeisters, von der kirchenmusikalischen Aufgabe der Orgel an sich und von der Art, wie auf der Orgel überhaupt musiziert wurde. Was letzteren Punkt angehe, so sei Willy Siegele zu dem Ergebnis gelangt, daß die oberschwäbische Orgel des 18. Jahrhunderts vornehmlich ein

Improvisations-Instrument für gottesdienstliche Zwecke war. Für ihre Bildung wurden drei Großmeister entscheidend: der Ochsenhausener Joseph Gabler (1700–1771), Karl Joseph Riepp (1710–1775) und Johann Nepomuk Holzhay (1741–1809). Die Erörterung der Einflüsse, unter denen diese drei Meister standen, führte Dr. Supper zu einer überaus spannenden Formengeschichte der oberschwäbischen Orgel (wobei unter Form hier auch die musikalische Form, der Ton, verstanden wird); ihre Veröffentlichung wäre sehr zu wünschen. Nur das über Gabler, Riepp und Holzhay einfühlend Gesagte sei zitiert: „Gabler lernte im Mainzer Orgelbau einen synthetischen Klangstil kennen, der zwischen Norden und Süden lag, auch Ost, und besondere westlich französisierende Merkmale zeigte. Dazu trat der österreichische Klangstil, der seinerseits stark von der altitalienischen Orgel beeinflusst war. Gabler war Synthetiker und schmolz die vielerlei Gegebenheiten in einen Sondertyp um, den die Organologen heute kurzerhand mit „Gablerstil“ bezeichnen. Soweit er, Gabler, auf der Westempore stehende Repräsentationsorgeln baute (Ochsenhausen und Weingarten), gab er diesen einen mild festlichen Klang, weitausholend, gepaart mit der „prinzipalischen Süße“, die den Prinzipalstimmen der altitalienischen Orgeln eigen ist, bekrönt mit Klangkronstimmen, die ans Mainzische erinnern, durchflochten mit verschleiert farbigen Registern, die sich zur Stützung des damals aufkommenden Streich-Orchesters eignen, und durchsetzt mit aufleuchtenden Solostimmen (ich darf hier seine sagenumwobene *Vox humana* nennen).“ Über Riepp vernahm man: „Sein Klangstil beinhaltet zwar einiges vom Gablerschen Synthesenstil; das ist jedoch profiliert, gehobener und farbsprühender geworden durch die altfranzösische Orgel, die offenbar im Herzen Riepps einen guten Platz errungen hatte. Riepp erreichte mit weniger, dafür prägnanteren Klangmitteln größere Kraft und größere Klangfarblichkeit; er bezieht die leuchtkräftigen französischen Trompeten in den Gesamtklang seiner ottobereusischen Orgeln und huldigt mit seinen vielfachen Obertonreihen Quinte und Terz sowohl dem französischen als auch dem norddeutschen Orgelklang.“ Und über Holzhay hieß es: „Klangstilistisch ist er ein Überkreuzungstyp aus Gabler und Riepp. Man könnte etwa so formulieren: was bei Gabler jener eigenartige, weitausholende und dabei doch verhaltene Klang war, wurde durch den französisierenden Riepp ins Ekstatisch-Feurige, dabei Farbenreiche gesteigert und durch Holzhay einer sachlichen, aber wohlthuenden, klaren Kühle zugeführt.“ Beziehungen zwischen der oberschwäbischen Orgellandschaft und J. S. Bach wurden von Dr. Supper abgelehnt: „Bach kannte den Typ Gablerorgel nicht, und Gabler hat nie für Bach'sche Orgelkompositionen ein Instrument gebaut.“ Wie recht er hatte, wurde nachher in der Klosterkirche deutlich, als Siegfried Hildenbrand die drei Kyrie Bachs vortrug: nur durch äußerst selbstlose sparsamste Registrierung gelang es dem Organisten, im Geiste und dies heißt in

der Form Bachs zu spielen. Es war ein ergreifender Abschluß. Anderntags ging man mit Dr. Supper auf eine Orgelfahrt, die gleich in Ochsenhausen mit der Gablerorgel begann und über Rot, Zeil, Maria Steinbach nach Ottobeuren führte. Hierüber schrieb Wilhelm Scherrmann in der „Schwäbischen Zeitung“: „Bei der Vorführung einzelner Register mit all ihren Klangschönheiten erwies er sich als ein Meister der Improvisation, und manche Klangkombination zeigte uns die Orgeln wie in neuem Licht.“

Ein weiteres Stück „musikalisches Oberschwaben“ wurde den Teilnehmern durch Orchester und Chor der Schülerinnen des Aufbaugymnasiums Ochsenhausen unter Leitung von Wilhelm Scherrmann zuteil; sie rahmten die Eröffnung und die Dichterlesung mit ihren Vorträgen.

Jahreshauptversammlung 1965

Die Tatsache, daß die Zahl der Teilnehmer an der diesjährigen Jahreshauptversammlung am 19. und 20. Juni in Bad Wimpfen die bisherigen Teilnehmerzahlen der Jahreshauptversammlungen um das Dreifache übertraf, bedeutet für diese Stadt ein größeres Lob als das von Rednern, Führenden und Teilnehmern immer wieder spendete. Diese Zahl, die auch der regen Beteiligung der Ortsgruppen Heilbronn, Kirchheim/T., Leonberg und Nürtingen zu verdanken ist, gab dem „Antrittsbesuch“ des Schwäbischen Heimatbundes und des Verbandes der württembergischen Geschichts- und Altertumsvereine Glaubwürdigkeit und Kraft. Prof. Dr. Dölker gebrauchte in seiner Eröffnungsansprache jenen Ausdruck mit Rücksicht darauf, daß Bad Wimpfen erst nach 1945 zu Baden-Württemberg gekommen und von beiden Vereinigungen noch nicht besucht worden war. „Natur und Geschichte machen zusammen die Heimat eines Menschen“, wurde von ihm gesagt, und Eindrücke der Natur und der Geschichte waren es, in denen sich die „Heimat Bad Wimpfen“ den Besuchern mitteilte. Daß diese „Heimat Bad Wimpfen“ nicht nur in ihrer Schönheit und ihrem Reichtum erlebt, sondern auch verstanden und zum dauernden Besitz wurde, verdanken die Teilnehmer einer Reihe von Persönlichkeiten: Dr. Rathfelder nach der Seite der Natur, Dr. Bührlen und Prof. Dr. Trautz nach der Seite der Geschichte. Hinzu kommen P. Andreas Michalski, der durch Klosterkirche und Kreuzgang in Wimpfen im Tal führte, und – als Führende durch die Stadt – Oberstudienrat Dr. Goebel, der Herren Bernhard und Fischer sowie Frau von Pritzbuer. Auch der Bunte Abend „Wimpfen in Wort und Bild – Zeugnisse seiner Landschaft und Kultur“, den Oberstudienrat Dr. Goebel leitete, diente jenem Heimaterlebnis, indem er zur Fülle des Wissens die lebendige, unterhaltend belehrende, Anschauung hinzutat. So war der an Bürgermeister Doll

Denn auch die Dichtung kam zu Wort: Willy Baur las in Gegenwart des Autors Johannes Schmid „Heimkehr“ und „Musiidenn“ aus dem Buch „Heimkehr“ (Kreßbronn 1959) sowie die heitere Geschichte „Das Preisangeln“. Es war eine Freude zuzuhören oder eigentlich: zuzusehen. Denn es war eine Folge von anschaulich klaren und durchsichtig hellen, von Liebe und Güte – auch im Humor – durchleuchteten Menschenbildern, die vor dem inneren Auge vorüberzog. Dr. Graf Adelmann von Adelmansfelden würdigte einleitend das Werk des im letzten Jahr in Ravensburg zum Ehrenmitglied des Schwäbischen Heimatbundes Ernannten.

Einen zusammenfassenden Bericht über die Tagung in Ochsenhausen bringt der Südwestfunk am Sonntag, 24. Oktober, UKW II, 12.15–12.45 Uhr (Kanal 4 u. 14) in der Sendereihe von Karl Götz („d'Leut über d'Leut, sellamol und heut“).

entrichtete Dank für die freundliche Aufnahme – Verkehrsamtsleiter Bernhard hatte organisatorisch mitgearbeitet – aufrichtig und herzlich.

Der Vorsitzende des Schwäbischen Heimatbundes, Oberbaurat i. R. W. Kittel, setzte einleitend zur Feierstunde des 20. Juni, die Abt Albert Friedrich Schmitt von der Abtei Grüssau in Wimpfen im Tal mit seinem Besuch beehrte, dem von Prof. Dr. Dölker gebrauchten Wort „Antrittsbesuch“ das mit einem Fragezeichen versehene Wort „Abschiedsbesuch“ gegenüber. Dies in einem sehr bestimmten Sinne: Wird es gelingen, den natürlichen und geschichtlichen Raum von Bad Wimpfen vor schweren Störungen zu bewahren? Er wies dabei vor allem auf Fragen des Naturschutzes, die mit der Führung der linksufrigen Neckarstraße und mit der Errichtung einer Zuckerfabrik in der Neckaraue gegenüber von Bad Wimpfen zusammenhängen. Hier hatte Dr. Rathfelder am Samstag mit einem Referat eingesetzt, in dem er die Landschaft um Bad Wimpfen nach ihrer Stellung im neckarländischen Schichtstufengefüge charakterisierte und dann auf die Aufgaben zu sprechen kam, die der Landschaftsgestaltung in der alten Fluß-, Verkehrs- und Weinbau Landschaft um den Neckar erwachsen. Es wurden dabei die Wimpfener Fragen nicht unmittelbar behandelt – niemand wird dies dem Leiter einer nur beratenden staatlichen Stelle verargen –, wer jedoch – auch im Lichtbilde – sah, wie sorgsam der Landschaftspfleger die Bauten der Industriegesellschaft in den Natur- und Geschichtsraum allenthalben zu binden sucht, dem wurde klar, daß gerade der hoch empfindliche Wimpfener Raum – man denke nur an die, in den Aufsätzen zum Schülerwettbewerb „Schöne Heimat Bad Wimpfen“ immer wieder betonte herrliche Lage der Stadt – der pfleglichsten Behandlung bedarf, ja daß dieser Raum

geradezu einen „Probierstein“ darstellen dürfte, nicht für die Theorie der Landschaftspflege – diese wurde dargelegt –, sondern für ihre in Nordwürttemberg gehandhabte Praxis. In diesem Zusammenhang verdient ein Wort des Vorsitzenden aus seiner Ansprache zur Eröffnung der Feierstunde hervorgehoben zu werden: in Erinnerung an Prof. Dr. Otto Konz, den großen Leiter der Schiffbarmachung des Neckars, und an seinen fähigsten Architekten Prof. Bonatz sei die Forderung nach Zuziehung nur der tüchtigsten Fachleute zu erheben. Mit Genugtuung vernahmen die Anwesenden aus dem Mund von Regierungsdirektor Dietz, daß die Aufmerksamkeit von Landrat Hirsch den Fragen der Gestaltung der Bad Wimpfener Aue in besonderer Weise zugewandt ist.

In seinem Referat „Heinrich VII. und Wimpfen“ zeichnete Stadtarchivar Oberstudienrat Dr. Bührlen in festen, klaren Zügen die Tragödie eines staufischen Kaisersohnes. Der Festvortrag von Universitätsprofessor Dr. Fritz Trautz bot eine gewissenhafte Analyse der im unteren Neckartal wirkenden geschichtsbildenden Mächte zu mittelalterlicher Zeit. Diese beiden bedeutenden Vorträge werden in der „Schwäbischen Heimat“ gesondert besprochen.

Dem Brauche folgend, gehörte auch in Bad Wimpfen der Abend des Samstags der Gaststadt. Die Art und Weise, wie sie sich dabei darstellte, war das Verdienst von Oberstudienrat Dr. Goebel als Leiter, und dieses Verdienst war nicht nur ein künstlerisch kulturelles, sondern in erster Linie ein pädagogisches. Die junge Generation trat als Darsteller ins Mittel. Schüler und Schülerinnen des Hohenstaufen-Progymnasiums lasen „Vom Brunnen in Wimpfen“ von Ringelnatz, „Das Vogelnest“ von Lenau und Ausschnitte aus den „Bildern einer Reise durch Alt-Europa“ von Mark Twain. Kleine Stücke unfreiwilligen Humors in Wimpfener Mundart gab Frau von Pritzbuer zum besten. Unter der Leitung von Dipl.-Gymnastiklehrerin Frau Weissensel tanzten Schülerinnen des Hohenstaufenprogymnasiums Volkstänze. „Kulturgeschichtliche Merkwürdigkeiten aus Archiv und alten Zeugnissen“ trug Dr. Bührlen bei. Wegen Zeitmangels mußte leider der „Streifzug mit der Farbkamera durch Wimpfen“ des Leiters selbst gekürzt werden und die Vorführung eines Tonfilms „Zeugen alter Kultur“ ausfallen. Der Volkschor Bad Wimpfen unter Leitung von Oberlehrer Fischer rahmte mit Volksliedern. Was diesen „Abend der Jugend und einer alten Stadt“ jedoch in besonderer Weise mit den Anwesenden verband, war die in sein Programm aufgenommene Preisverteilung zum Schülerwettbewerb „Schöne Heimat Bad Wimpfen“. Wie im letzten Jahr in Ravensburg gelangten Buchpreise zur Verteilung, welche die jungen Zeichner und Zeichnerinnen, Erzähler und Erzählerinnen persönlich in Empfang nahmen.

In der Mitgliederversammlung erstattete zunächst der Vorsitzende den Tätigkeitsbericht. Wichtige Punkte seien kurz hervorgehoben. Am 2. April 1965 fand in Stuttgart eine ordnungsgemäß ausgeschriebene Außerordentliche Mitgliederversammlung statt, die wegen einer Satzungsänderung notwendig geworden war. Dabei wurden die Neufassung von § 12 und ein zusätzlicher § 13 beschlossen. Dies geschah, um die anerkannte Gemeinnützigkeit des Vereins auf den Boden der neuen Bestimmungen zu stellen und zugleich die Voraussetzung für die Zuerkennung der besonderen Förderungswürdigkeit zu schaffen. Diese für die Steuerabzugsfähigkeit von Mitgliedsbeiträgen und Spenden wichtige Zuerkennung wurde inzwischen ausgesprochen.

In den Vorstand berufen wurde Hauptkonservator Dr. H. Schönnamgruber, Leiter der Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege beim Regierungspräsidium Südwürttemberg-Hohenzollern. Frau Wittek, die seit 18 Jahren mit Hingabe und Eifer, stets hilfsbereit und zuvorkommend, als Sekretärin mitarbeitete, scheidet auf 1. Juli aus der Geschäftsstelle aus. An ihre Stelle tritt Fräulein Mildner. Die Mitglieder wurden aufgerufen, in ihrem Bekanntenkreis Ausschau nach einer geeigneten Mitarbeiterin, welche die Schreibearbeit der Geschäftsstelle übernehmen kann, zu halten.

Die Stuttgarter Veranstaltungen waren durchweg gut besucht. In den Ortsgruppen hat die Veranstaltungstätigkeit vor allem in Kirchheim/T. und Heilbronn zu Mitgliederzuwachs geführt.

Die Verbindungen mit verwandten Vereinigungen wurden gepflegt, vor allem mit dem Deutschen Heimatbund. Den Tag der deutschen Heimatpflege 1964 in Marburg besuchten der Vorsitzende und Vorstandsmitglied K. Schumm. Die bei diesem Tag gezeigte Wanderausstellung „Dorfinventarisierung“ soll auch innerhalb unseres Arbeitsgebietes geboten werden. Der Tag der deutschen Heimatpflege 1966 wird vermutlich in unserem Land abgehalten werden, wobei auf eine rege Beteiligung der Mitglieder gehofft wird.

Mit der Schutzgemeinschaft Deutscher Wald wurde eine Mitgliedschaft auf Gegenseitigkeit eingegangen. An der Tagung des Schwäbischen Albvereins bei der Evangelischen Akademie Bad Boll, in der es um Landschaftsschutz als politische Aufgabe ging, nahm der Vorsitzende teil. In der Arbeitsgemeinschaft für Heimat- und Volkstumspflege ist der Verein durch die Vorstandsmitglieder Direktor W. Baur und Prof. Dr. Dölker vertreten; auch wurde jüngst der Vorsitzende in den Landesbeirat gewählt. Er arbeitet auch im Landesplanungsrat mit, durch den die sinnvolle Lösung schwieriger Planungsfragen im interkommunalen Bereich gefördert werden soll, und wurde in die Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege beim Regierungspräsidium Nordwürttemberg als ehrenamtliches Mitglied berufen.

Die seit einem Jahr bearbeiteten Themen sind teilweise schon bekannt (vgl. hierzu verschiedene Artikel in der „Schwäbischen Heimat“, Rubrik „Was uns beschäftigt“ –

NEUE EHRENMITGLIEDER

des Schwäbischen Heimatbundes

Auch in diesem Jahr werden die neuen Ehrenmitglieder Urkunden erhalten, die in einer kurzen Würdigung die ausgesprochene Ehrung begründen.

Karl Götz

bemüht sich seit bald vier Jahrzehnten in Wort und Schrift, echte Heimatliebe und Heimatverbundenheit in Einklang zu bringen mit weltweitem und weltoffenem Denken. Er hat Brücken geschlagen zu den Deutschen im Ausland, insbesondere zu seinen schwäbischen Landsleuten; er hat sie aufgesucht in den vier Winden der Welt; er hat ihnen in der Fremde die Grüße der Heimat überbracht und hat denen daheim in zahlreichen Berichten, Vorträgen und Hörbildern die wechselvollen Schicksale der ausgewanderten Brüder geschildert. In einer Reihe größerer Werke hat Karl Götz seine unmittelbar zu Herzen gehende Erzählkunst bewährt. Der Schwäbische Heimatbund möchte Karl Götz mit der Ernennung zum Ehrenmitglied ehren als den besten Kenner der schwäbischen Auswanderungsgeschichte, als den Botengänger zwischen Heimat und Fremde, als den feinsinnigen Dichter der Ausgewanderten, als den begnadeten, tief in Heimat und Volkstum verwurzelten Erzähler, der insonderheit auch die Jugend zu begeistern versteht.

was uns angeht“): Mitwirkung beim Entwurf der Verordnung über den Naturschutzdienst und bei der Herausgabe eines Plakates mit den wichtigsten geschützten Pflanzen, Tiefenbachtal bei Nürtingen, Brettachtal bei Amlishagen/Beimberg, Baggerseen bei Pleidelsheim, Römerkastelle Köngen und Benningen, Argental, Wasenbrücke Forchtenberg, Fragen der ortsbaulichen Gestaltung in einer Schwarzwaldgemeinde, Friedhofsgestaltung in Forchtenberg, Tafel mit Geschichtsdaten an der Rauberruine, Stuttgarter Waldfragen, Erhaltung der Alleen in Ludwigsburg.

Am Oberen Leimberg konnte, mit Hilfe des Staates und eines Mitgliedes, eine als hervorragender Orchideenstandort wichtige Wacholderwiese von 10 ha erworben werden. Unklare Rechtsverhältnisse bei früher erworbenen Parzellen, vor allem am Georgenberg, wurden der Klärung entgegengeführt. Bei der Pflege des nun auf über 100 ha angewachsenen Grundbesitzes – so am Hirschauer Berg – erfuhr der Verein die Förderung der zuständigen Bezirksstellen bzw. Regierungspräsidien.

Konradin Haußer

wurde am 20. November 1883 in Ulm geboren und erhielt am dortigen Gymnasium die feste Grundlage einer humanistischen Bildung vermittelt. Er wurde für die kaufmännische Laufbahn bestimmt und erfüllte die ihm auf diesem Fachgebiet gestellten Aufgaben in so hohem Maße, daß er seine berufliche Tätigkeit als Direktor eines großen industriellen Unternehmens beschließen konnte. Dabei blieb er Humanist im eigentlichen Sinne: der geistigen Entwicklung des ganzen Menschen zugewandt. Er war ebenso eifriger Wanderer mit einem starken inneren Verhältnis zur Natur wie Geschichts- und Kunstfreund, dem es um Erlebnis und Erkenntnis der geschichtlichen und künstlerisch kulturellen Mächte ging. Natur, Geschichte, Kunst und Kultur aber suchte und fand er in seiner Heimat. Er trat 1950 dem Schwäbischen Heimatbund bei und nahm an wichtigen Angelegenheiten der Heimatkunde und Heimatpflege stets lebhaften persönlichen Anteil. 1965 ermöglichte er dem Verein durch eine bedeutende Spende die Anschaffung eines größeren Naturschutzgebietes.

In der Zeit einer immer weiter gehenden Spaltung zwischen den materiellen und ideellen Zwecken im Leben unseres Volkes ehren wir in ihm den Kaufmann, der dem Geist verpflichtet blieb, den wir überall in unserer Heimat in so mannigfacher Weise ordnend und gestaltend am Wirken sehen. Wir ehren in ihm darüber hinaus jedes Mitglied, das geistig aufgeschlossen sich an der Lösung unserer lebensnotwendigen Vereinsaufgaben verantwortungsvoll und opferbereit beteiligt.

Unter den künftigen Aufgaben ist der Schutz von Hochrhein und Bodensee zu nennen. In diesem Zusammenhang wurde gesagt: „Wir sind froh darüber, daß die Tätigkeit der Arbeitsgemeinschaft nicht ohne Wirkung geblieben ist. Das zeigt sich an den unmißverständlichen Äußerungen aus der Schweiz, in welchen die absolute Unwirtschaftlichkeit des Kanalbaues betont wird. Da die Schweiz damit auch einen Kanal von Waldshut über Neuchâtel See und Genfer See zur Rhone als überflüssig bezeichnet, wird unsere Landesregierung den Beschluß, den Rhein bis Waldshut zur SchiffsstraÙe ausbauen zu wollen, nochmals überprüfen müssen. Der Deutsche Rat für Landschaftspflege hat im Frühjahr eine ausführliche Stellungnahme herausgebracht, welche ebenfalls deutlich den Schutz der Landschaft und den Verzicht auf die Kanalbaupläne fordert.“ Des weiteren gilt die Sorge der Verantwortlichen der Frage der Schaffung eines Freilichtmuseums in Baden-Württemberg. Dazu wurde ausgeführt: „Die Mitglieder erinnern sich, daß vor zwei Jahren bei der Mitgliederversammlung in

Sindelfingen ein Antrag an die Landesregierung einstimmig angenommen wurde, in Baden-Württemberg ein Freilichtmuseum für alte ländliche Haustypen und gewerbliche Anlagen zu errichten. Der Vorschlag hat beim Staatsministerium sofort Verständnis gefunden, weshalb das Kultusministerium beauftragt wurde, eine entsprechende Vorlage für den Ministerrat einschließlich Kostenberechnung aufzustellen. Ein vorbereitender Ausschuß von vier Personen, dem ich selbst ebenfalls angehöre, sammelte die Unterlagen, u. a. durch Besichtigung bestehender Freilichtmuseen im Rheinland, in Belgien und Holland und machte auch geeignete Geländevorschläge. Gleichzeitig wurden vorsorglich einige Objekte sichergestellt, denen Vernichtung drohte . . . Erneut richte ich nun im Namen des Schwäbischen Heimatbundes – sicher mit Ihrer aller Einverständnis – den dringenden Appell an die Landesregierung, sich dieser kulturellen Aufgabe energisch anzunehmen und sie nicht auf die lange Bank zu schieben. Baden-Württemberg sollte sich nicht dem Vorwurf aussetzen, eine Gelegenheit zu versäumen, die jetzt noch wahrzunehmen ist, aber von Monat zu Monat problematischer wird, weil das zu rettende Kulturgut, die alten Bauernhäuser und die Zeugen bodenständiger Handwerksbetriebe, von Tag zu Tag sichtbar dahinschwinden.“

Die Gewinnung weiterer Mitglieder wird weiterhin in allem, was getan wird, im Blickpunkt der Verantwortlichen stehen. Der Werbung unter den Heranwachsenden wurde besondere Aufmerksamkeit zugewandt (Ermäßigung für Jugendliche bei den Studienfahrten, Durchführung von Studienfahrten für höhere Schüler, um 50 % ermäßigte Mitgliedschaften für Jugendliche, Schülerwettbewerbe usw.).

Sodann wurde der Versammlung der Antrag des Vorstandes unterbreitet, zwei neue Ehrenmitglieder zu ernennen: Direktor i. R. Konradin Haußer und Mittelschuloberlehrer Karl Götz, beide aus Stuttgart. Die Abstimmung ergab einstimmige Annahme ohne Stimmenthaltung. Den von der Mitgliederversammlung 1964 in Ravensburg ernannten Ehrenmitgliedern wurden die von Prof. Keidel in der Firma Scheuffelen ausgearbeiteten Ehrenurkunden zugestellt.

Schatzmeister Direktor i. R. W. Baur erstattete den Kassenbericht. Die vom Vorsitzenden beantragte Entlastung wurde ohne Gegenstimmen und Enthaltungen erteilt. In der gleichen Weise gab die Versammlung die Genehmigung, den Prüfungsbericht des erkrankten Kassenprüfers nachträglich einzuholen.

Erfreulicherweise konnte der gute Ablauf der Tagung auch durch die Mißhelligkeiten, die sich im Mathildensbad ergaben, nicht entscheidend gestört werden. Humor und das hilfreiche Improvisieren von Herrn Bernhard und P. Andreas halfen die Verspätungen zu überbrücken. Eine schöne Schifffahrt im Spätnachmittagssonnenschein neckaraufwärts bis Jagstfeld und neckarabwärts bis Gundelsheim unter Führung von Dr. Rathfelder und Dr. Bührlen schloß die Jahreshauptversammlung ab.

Veranstaltungen im Winterhalbjahr 1965/66

Die Ortsgruppen zeigen ihre Veranstaltungen durch eigene Veröffentlichungen an. Im folgenden werden die Stuttgarter Veranstaltungen bis Dezember 1965 bekanntgegeben; Heft 4 wird die Veranstaltungen der Monate Januar bis März ankündigen, doch sei heute schon darauf hingewiesen, daß am 14. Januar Oberstudiendirektor Dr. Hans Scheerer über das Thema sprechen wird „Vom Reichtum und der Armut unserer heimischen Pflanzenwelt – ein botanischer Streifzug durch Wald und Flur“ (mit Farbdias), am 18. Februar Frau A. Merkelbach-Pinck über Märchenforschung in Lothringen, am 18. März Stadtamtmann Hermann Ziegler über „Alt-Stuttgart im Bild“ (mit Dias). Diese Vorträge finden in der Aula der Staatsbauschule, 19.30 Uhr, statt.

„Kunst und Künstler der Gegenwart“

Führungsreihe

von Kunstmaler A. Lehmann und Dr. A. Schahl

Die genannte Führungsreihe wird mit Ausstellungs- und Atelierbesuchen fortgesetzt. Von den Terminen und Themen werden alle diejenigen Mitglieder verständigt, die sich dafür – bei freibleibender Beteiligung von Fall zu Fall – anmelden. Wer bereits im letzten Jahr daran teilnahm, braucht sich nicht mehr anzumelden. Kosten entstehen, von Eintrittsgeldern bei Ausstellungen oder Omnibusfahrten zu entfernten Ateliers abgesehen, keine.

Holbein-Ausstellung in Augsburg

Führung

Samstag, 6. November, 8.00 Uhr: Omnibusfahrt (bei ungünstigem Wetter Bahnfahrt) nach Augsburg und Führung durch die Holbein-Ausstellung (vgl. Hinweis auf S. 144 von Heft 2/1965 der „Schwäbischen Heimat“). Teilnehmergebühr: DM 15.50.

„Staufisches Unteritalien“

(mit Farblichtbildern)

Vortrag von Oberforstmeister Dietrich Leube

Freitag, 19. November, Aula der Staatsbauschule, 19.30 Uhr: An Hand von eigenen Aufnahmen wird der Vortragende ein Bild des staufischen Unteritalien vermitteln und dabei vor allem auf Baudenkmale, Plastik und Kunstgewerbe eingehen, welche heute noch die Welt Friedrichs II. zur Anschauung bringen. Dabei werden nicht nur kunstgeschichtliche, sondern auch allgemein kultur- und geistesgeschichtliche Beziehungen dargelegt; auch das politisch historische Geschehen wird nicht zu kurz kommen.

Römische Steindenkmale

Führung

durch das Lapidarium des Württ. Landesmuseums

Samstag, 4. Dezember: Die wichtigsten der in Württemberg gefundenen römischen Steindenkmale sind im Erdgeschoß des ehemaligen Fruchtkastens bei der Stiftskirche aufgestellt. Sie sollen gezeigt und im Zusammenhang der römischen Geschichte unserer Heimat erläutert werden. Die Teilnahme an der Führung ist nur nach Anmeldung möglich; den dafür angenommenen Mitgliedern wird die Stunde auf der Annahmestätigung mitgeteilt.

Vier Urban-Bücher über Musik

Walter Wiora, Die vier Weltalter der Musik

W. Boetticher, Von Palestrina zu Bach

W. Kuntz, Die Brücke von Bach zu Wagner

P. Gradenwitz, Wege zur Musik der Gegenwart

Preis je DM 4.80 

Verlag W. Kohlhammer GmbH Stuttgart

Man kommt zu was durch Wüstenrot

Durch Bausparen macht man aus wenig Geld viel. So viel, daß es schon nach einiger Zeit für ein eigenes Haus oder für eine gemütliche Eigentumswohnung reichen kann. Dieses millionenfach bewährte und erfolgreiche Verfahren ist auch für Sie der richtige Weg, beständiges Eigentum zu erwerben.

Fragen Sie Ihren örtlichen Wüstenrot-Mitarbeiter, in einem unserer Beratungsdienste oder aber direkt beim Wüstenrothaus in 714 Ludwigsburg

Größte deutsche Bausparkasse

Wüstenrot



Moderne Fabrikationsanlagen und gute Mitarbeiter sind die Gewähr für hochwertige Druckfarben, wie sie von Stuttgart-Feuerbach in alle Welt geliefert werden



**Kast + Ehinger GmbH
Druckfarbenfabrik
Stuttgart-Feuerbach**



ALLES AUS EINER HAND!

Der Umzug meiner Firma von Stuttgart, Landhausstraße, in den Neubau Aixheimer Straße 12 in Stuttgart-Sillenbuch, ermöglicht es mir, meine gesamte Arbeitskapazität auszuweiten. – Ich bin nun in der Lage, die Gesamtherstellung sämtlicher Druckunterlagen zu übernehmen. Ich erteile jede Auskunft und erwarte gerne Ihren Besuch.

HUGO KRÄMER

Graphische Kunstanstalt, Stgt.-Sillenbuch, Aixheimer Str. 12, Tel. 27 37 04



VOLKSBANKEN

BEWÄHRT SEIT 100 JAHREN

KRISTALLE

MUSCHELN

SCHMETTERLINGE

Kunsthaus

UND TAUSEND ANDRE SCHÖNE DINGE,
DIE ALS GESCHENKE SIND BEGEHRT

BEI SCHALLER FINDET MAN'S PREISWERT

Schaller

STUTT GART MARIENSTRASSE 1 C

Zur Vertiefung der Eindrücke Ihres diesjährigen Sommer - Urlaubs

Frankreich

Landschaft – Geschichte – Kultur
von Josef Theisen

407 Seiten, 16 Fototafeln. Ln. DM 19.80

Der Golf von Neapel von W. Strache

31 Seiten Text und Bilderläuterungen. 104 ganzseitige Schwarz-
weißtafeln, 8 Farbtafeln. Ln. DM 19.50

Spanien zwischen Cordoba, Cadiz und Valencia

von A. Dieterich

247 Seiten und 24 Fotografien. Ln. DM 19.80

Spanien von Altamira zum Alkazar von A. Dieterich

244 Seiten mit 9 Zeichnungen. 24 Fotografien. Ln. DM 19.80

Italien von Verona bis Palermo

von Kasimir Edschmid

423 Seiten mit 20 Zeichnungen. 40 ganzseitige Foto-Tafeln.
Ln. DM 15.60

Italien von Kasimir Edschmid

Band I. Zwischen Alpen und Apennin. 568 Seiten mit 20 Foto-
Tafeln. Ln. DM 19.20

Band II. Zwischen Apennin und Abruzzen. 566 Seiten, 16 Foto-
Tafeln. Ln. DM 19.20

Band III. Rom und der Süden. 728 Seiten. 16 Foto-Tafeln.
Ln. DM 26.50

Neuerscheinung 1965:

Belgien und die Niederlande

Landschaft, Geschichte, Kultur
von Carl Ernst Köhne

243 Seiten, 24 Abbildungen auf Kunstdruckpapier.
Ln. DM 19.80

Auch aus dem Süden der Bundesrepublik fahren von Jahr zu Jahr mehr Erholungsuchende an die Küsten Hollands oder in die idyllischen Winkel Flanderns und Brabants, wo man noch stundenlang ungestört in Wald und Heide herumstreifen kann.

Köhne zeigt in seinem Buch die landschaftlichen Schönheiten des Benelux-Länderdreiecks und führt außerdem zu dem vielen Besonderen und Unverwechselbaren, was dort zu sehen ist: alte Kirchen, giebelgeschmückte Bürgerbauten, Rathäuser, an deren Schmuckfassaden jahrhundertalter Reichtum abzulesen ist, und Hafenstädte, die das Tor zur atlantischen Welt sind; sie haben sich dem ständigen Kommen und Gehen und den Erfordernissen des modernen Lebens angepaßt, ohne jedoch ihre eigenständige Kultur aufzugeben.



W. Kohlhammer Verlag

Baden-Württemberg

Zu Höchstpreisen kaufen wir alles in Schrift und Bild; größere Mengen besichtigen wir gerne an Ort und Stelle. Bitte schreiben Sie uns, wir antworten postwendend.

MÜLLER & GRÄFF 7 Stuttgart Calwer Straße 54

Soeben ist der

Schwäbische Heimatkalender 1966

erschienen. Preis DM 1.80

Herausgeber ist Karl Götz
in Verbindung mit dem
Schwäbischen Heimatbund
und dem
Schwäbischen Albverein

Inhalt: Außer dem Kalendarium
mit vielem freien Raum zum Ein-
tragen von Merckdaten und Notizen,
viele Aufsätze, Erzählungen, Ge-
dichte, Schwänke und eine große
Anzahl von Fotos. Am Schluß wie
jedes Jahr: das Preisausschrei-
ben.

In jeder Buchhandlung erhältlich.
Erschienen im



Verlag W. Kohlhammer
Stuttgart

Vermögen fängt mit Sparen an



»Vermögensbildung auf breiter Grundlage«
– ein Wort in aller Munde. Man kann nicht
von heute auf morgen Vermögen bilden.
Und man kann es auch nicht ohne Sparen.
Denn: Vermögen fängt mit Sparen an. Die-
sen Anfang sollte jeder machen, der es zu
etwas bringen will. Die Chancen sind heute
günstiger denn je, denn der Staat hilft dabei.
Prämien, Steuerersparnis und andere Ver-
günstigungen fördern die Vermögens-
bildung.

Am 29. Oktober ist Weltspartag. Das ist der
gegebene Anlaß, mit dem Sparen zu be-
ginnen. Oder ein vorhandenes Guthaben
weiter aufzubauen. Zum Weltspartag ruft
Ihnen die Sparkasse zu: Vermögen macht
frei und unabhängig, Vermögen fängt mit
Sparen an. Zum Weltspartag sollten Sie
einen Besuch bei der Sparkasse machen.

Wenn's um Geld geht
SPARKASSE





Was hat die „AEG-turna“ mit einem Kinderwagen gemeinsam?

Sie ist nicht größer als er. Man kann sie genauso bequem fahren.
Das ist alles. Denn sie ist ein Waschautomat!

Man braucht sie besonders nötig, wenn ein Baby im Haus ist. Da gibt es täglich Wäsche zu waschen. Wertvoll ist sie aber in jedem Haushalt. Die „AEG-turna“ wäscht nicht nur zarte Baby-Wäsche behutsam und tadellos sauber. Sie wäscht alles. Gardinen genauso gut wie NYLtest-Hemden oder överschmierte Berufswäsche. Sie wäscht automatisch. Das heißt: Wäsche einlegen — Programm wählen — Waschmittel zugeben — weggehen! Sie wäscht nach dem Zwei-Laugen-Verfahren mit „D“-Effekt. Da bleibt kein Schmutz mehr in der Faser — da haben Flecken keine Chance zum

„überleben“. Die „AEG-turna“ hat Küchennormmaße: Sie ist 85 cm hoch — das ist Waschen ohne Bücken. Platz findet sie überall — sie ist nur 55 cm breit. Sie sollten sich die „AEG-turna“ einmal unverbindlich ansehen. Dann werden Sie feststellen, daß man sie bequem rollen kann — so leicht wie einen Kinderwagen. Sie wiegt nur 58 kg — hinterläßt also keine Spuren auf Ihrem Fußboden. Wann rollen Sie den Waschtage weg? Tun Sie den ersten Schritt: Senden Sie diesen Coupon an die AEG. Dann kommt unverbindlich ausführliches Informationsmaterial zu Ihnen.

An das AEG-Waschautomaten-Werk,
Abteilung L 221, 85 Nürnberg 2.
Senden Sie mir bitte kostenlos Prospekte
über „AEG-turna“.
Name
Ort
Straße
Ausschneiden und auf eine Postkarte (15 Pf) kleben

AEG

**AUS
ERFAHRUNG
GUT**